

Ost | Journal

für Politik, Kultur & Gesellschaft Ausgabe #6



Frankfurt oder Stübice

Was lehrt die Doppelstadt
über die Nachwendezeit?

Wie denken die Halbleiter
heute über ihr Werk?

Was hilft gegen die AfD
im Europaausschuss?

Unser Fotograf des Titelcovers

Eric Meier

Eric Meier, 1989 in Ost-Berlin geboren, aufgewachsen in Frankfurt (Oder). Er studierte an der Ostkreuzschule Berlin und an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig Fotografie und an der UDK Berlin Bildhauerei. Er lebt als freischaffender Künstler in Berlin. In seinen Ausstellungen verhilft er Frankfurt (Oder) zu internationaler Bekanntheit, wie hier bei seiner Ausstellung *Diktat* in Valletta, Malta. Mehr über sein Schaffen im Interview auf Seite 60.

Ost|Journal

für Politik, Kultur & Gesellschaft

Ausgabe #6

ISSN 2625-1574 (Print)

ISSN 2625-5839 (Online)



Vorwort

Stefan Kunath

Doppelstadt lehren, um Ostdeutschland zu verstehen

Susann Worschech

Wie blicken die Halbleiter auf ihr Werk zurück?

Erwerbsbiografien vor und nach der Wende

Anna Lalla

Vom Hörsaal in die Praxis

Krzysztof Wojciechowski im Interview über die deutsch-polnische Doppelstadt

Fragen von Josefine Jahn und Linda Pickny

Hard to Break

Brüche, Verwerfungen, Freiräume beiderseits der Oder

Fotografien von Christina Rabe

Du bist verrückt mein Kind, du musst raus aus Berlin

Rosa Zylka

Die Neuen in Słubice

Osteuropa-Multikulti an der Oder

Peggy Lohse



Hard to Break | Brüche, Verwerfungen, Freiräume beiderseits der Oder
Fotografien von Christina Rabe

Die gezähmte Revolution

Eine Perspektive auf die Kunst im öffentlichen Raum in Frankfurt (Oder)
Jeannette Brabenez

Fragment Osten

Der Fotokünstler Eric Meier im Interview
Fragen von Jeannette Brabenez

Wo die AfD den Europaausschuss leitet

und was dagegen helfen könnte
Stefan Kunath

Die Doppelstadt als Kriminalroman

Buchrezension
Annika Grützner

Das kosmopolitische Frankfurt liebt die Platte

Zwischen Identitätsfindung und Hedonismus
Johanna Sophie Hiebl

Zwei Städte. Zwei verlassene Kinos.

Magdalena Abraham-Diefenbach im Interview über
das Lichtspieltheater der Jugend und das Kino Piast
Fragen von Antje Wilke



Fragment Osten | Der Fotokünstler Eric Meier im Interview mit *Jeannette Brabenez*



Vorwort

Es war vor etwa drei Jahren im Untergeschoss des Logenhauses der Europa-Universität Viadrina. Draußen war es dunkel und kalt, drin saßen wir und unterschrieben ein paar Dokumente. Eine Kroatin, ein Rumäne und ein Ostdeutscher. Niemand hatte vorher publiziert. Aber wir wollten ein Journal gründen, ehrenamtlich und nebenberuflich, in dem die Wende- und Nachwendegeneration über den real existierenden Postsozialismus schreibt. Ein halbes Jahr später, im Sommer 2017, präsentierten wir die erste Ausgabe in den Räumen des Bundestages.

Frankfurt (Oder) und Stübice. Mit dieser nun sechsten Ausgabe schließt sich gewissermaßen der Kreis. Wir kommen zurück an die Oder, wo alles seinen Anfang nahm, denn hier lassen sich die gesellschaftlichen Entwicklungen und die europäische Integration unter den Zuständen der Wende- und Nachwendezeit durch das Brennglas beobachten. Die hier stattfindende gesellschaftliche Erneuerung kann Modellcharakter haben für andere ostdeutsche Städte (*Worschech*). Der Europa-Universität Viadrina kommt hierbei eine besondere Rolle zu. Einerseits erforscht sie den grenzüberschreitenden Austausch unter den Bedingungen der Transformation. Andererseits ist sie selbst Nukleus grenzüberschreitender zivilgesellschaftlicher Projekte (*Wojciechowski*). Erneuerung und Grenzüberschreitung lösen auch Widerstände aus. Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet die AfD den Europaausschuss leitet, in dem sich Frankfurter und Stübicer Stadtverordnete auf grenzüberschreitende kommunale Projekte verständigen (*Kunath*).

Spätestens seit der Wahl des damals erst 33-jährigen Linken-Politikers René Wilke zum Oberbürgermeister von Frankfurt (Oder) im Jahr 2018 wirkt die Stadt wie wachgeküsst. Die Stadtgesellschaft arbeitet ihre Verlusterfahrung nach der Wende auf, wie etwa die Arbeiter:innen des Halbleiterwerks (*Lalla*). Der Osten wird neuentdeckt, neuerfunden und neugedeutet, wie zum Beispiel im studentischen Wohnprojekt *fforst* (*Hiebl*). Vielerorts steht die Wiederentdeckung aber noch am Anfang, wie der Umgang mit der Kunst im öffentlichen Raum aus der Zeit der DDR zeigt (*Brabenetz*). So mischt sich zur Aufbruchstimmung zugleich ein Gefühl der Ambivalenz, denn die Brüche und Verwerfungen aus den vergangenen 30 Jahren sind tief und wirken bis heute nach (*Zylka, Meier*).

Wie fragil das etablierte Verhältnis und die gegenwärtige Situation ist, erleben wir durch die Ausbreitung des Corona-Virus. Kurz vor der ursprünglich geplanten Veröffentlichung der Ausgabe sind Frankfurt und Stübice durch die Grenzschließung wieder geteilt worden. Was das für Familien, Freundeskreise und Berufstätige auf beiden Seiten der Oder bedeutet und welche zukünftigen Auswirkungen die gegenwärtige Teilungserfahrung haben wird, konnten wir in dieser Ausgabe noch nicht thematisieren. Insofern sollte diese Ausgabe als Dokumentation des gelungenen Miteinanders und als Vergewisserung des Potentials verstanden werden, an das Frankfurt und Stübice und andere europäische Grenzstädte nach der Pandemie hoffentlich wieder gemeinsam anknüpfen.

Aufarbeitung, Aneignung, beharrliches Ausverhandeln und selbstbewusste Neuerfindung des Ostens. Das ist es, was sich in Frankfurt und Stübice beobachten lässt. Und es ist das Programm des Ost Journals. Im Namen aller ehrenamtlichen Autor:innen wünsche ich anregende Gedanken bei der Lektüre.



Doppelstadt lehren, um Ostdeutschland zu verstehen

von Susann Worschech

Seit ihrer Gründung hat die Europa-Universität Viadrina den Ruf der Pendler-Uni: Dass man Seminare im Regionalexpress und Beratungsgespräche doch gleich in Berlin abhalten könne, war in den vergangenen Jahren oft ohne jegliche Ironie zu hören. In jüngerer Zeit jedoch ändern sich der Tonfall und, damit zusammenhängend, auch der Blick von Studierenden und Wissenschaftler:innen auf die Stadt: Dass es in Frankfurt (Oder) und Słubice mehr zu entdecken gibt als den Weg vom Bahnhof zum Campus und das Stückchen Ziegenwerder gleich hinter der Mensa, spricht sich zwar langsam herum – ist aber auch nicht mehr zu überhören. Was bedeutet das konkret für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Frankfurt (Oder) und der Region Ostbrandenburg in der Lehre wie auch in der Forschung? Vielleicht brauchte es erst das verwirrende Bekenntnis der *taz*, die im April 2018 auf der ersten Seite ihrer Wochenendausgabe titelte

„*We love Frankfurt (Oder)*“. Wie bitte? Die in ihrer Berlin-Kreuzberg-Urbanität immer etwas arrogant auf alles Kleinstädtische herabschauende *tageszeitung* nimmt die Existenz Frankfurts nicht nur zur Kenntnis, sondern beobachtet hier etwas Beispielhaftes? Tatsächlich erschien der *taz*-Artikel am Beginn einer Reihe von Prozessen, die Frankfurt (Oder) seither, wenn auch in kleinen Schritten, so doch spürbar und anhaltend, verändern: Die Stadt steht nicht mehr an erster Stelle für einen brutalen ostdeutschen Rechts extremismus und Nachwende-Depression, sondern erhielt bundesweit Anerkennung für ihre kluge Strategie zur Integration Geflüchteter. Neben einem neuen Bürgermeister, der vieles anders macht als seine Vorgänger, bekam auch die Viadrina mit Präsidentin und Kanzler eine neue Leitungsebene. Das Viadrina-Projekt der European New School for Digital Studies, die sich im Aufbau befindet, bindet den Frankfurter

und den Słubicer Teil der Universität enger aneinander, die Zivilgesellschaft wird mit partizipativen Ansätzen wie zum Beispiel dem Bürger:innenbudget in Entscheidungsprozesse eingebunden und somit ernst genommen. Es tut sich also etwas in Frankfurt, wenn man genauer hinschaut. Aber möchte auch jemand wirklich genauer hinschauen? Und was lehrt dieser Blick – auch über Frankfurt (Oder) hinaus?

Frankfurt lehren: Spuren suchen

An der Viadrina finden in guter Regelmäßigkeit Lehrveranstaltungen und Projekte statt, die sich mit Frankfurt und Ostbrandenburg, mit dem deutsch-polnischen Grenzraum oder dem Bezug Frankfurts zu Berlin auseinandersetzen. Große Beachtung fand beispielsweise ein Seminar des Historikers Jan Muskamp, der gemeinsam mit Franziska Wilke im Wintersemester 2017/2018 die Pendlerrealität thematisierte und den Regionalexpress (RE) der Linie 1 sowie den Bahnhof Frankfurt (Oder) als deutsch-polnische Transitorte mit einer gewissen Tradition analysierte. Eine an das Seminar angeschlossene Vortragsreihe sowie eine Ausstellung zur Bedeutung der Bahnlinie Berlin-Frankfurt (Oder), welche die Studierenden im Seminar konzipierten und sowohl an der Viadrina als auch in Polen zeigten, machte aus den Beobachtungen und Recherchen eine öffentliche Auseinandersetzung mit dem Transitcharakter Frankfurts und der besonderen Rolle des RE1 für Frankfurt und die Viadrina.

Aufmerksamkeit erhielten Stadt und Universität auch durch das Forschungsprojekt des französischen Historikers Nicolas Offenstadt, der unter anderem in Frankfurt als DAAD-Gastprofessor im Bereich der Europa-Studien an seinem viel beachteten Buch „*Das verschwundene Land*“ arbeitete. In „*Le pays disparu*“ (Offenstadt 2018) berichtet er über das, was von der DDR geblieben ist und analysierte dafür detailliert die Nachwendezeit in Ostdeutschland. Sein Aufenthalt in Frankfurt in den Jahren 2016/17 nutzte er nicht nur für die Forschung, sondern bot gemeinsam mit Professorin Rita Aldenhoff-Hübinger zwei Seminare zum Thema Wirtschaft und Gesellschaft der DDR am Beispiel Frankfurts an.

Insgesamt fällt jedoch auf, dass die Beschäftigung mit Frankfurt (Oder) in Lehre und Forschung an der Viadrina überwiegend von Historiker:innen, Kultur- und Sprachwissenschaftler:innen getragen ist. Seminare zur Stadtgeschichte Frankfurts, zur symbolischen Bedeutung der Oder als Grenzfluss, zu Sprache im Grenzraum oder zu Kunst in der Öffentlichkeit lassen sich in den Vorlesungsverzeichnissen der Viadrina der letzten Jahre immer wieder finden. Deutlich zurückhaltender waren hingegen die Sozialwissenschaften in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Arbeitsort der meisten Viadrina-Forscher:innen. Zu Unrecht, wie nicht nur die gesellschaftlichen Debatten dieser Tage, sondern auch das Interesse und die Nachfrage seitens der Studierenden zeigen. Gerade in Zeiten des gesellschaftlichen Rechtsrucks, der Entfremdung beachtlich großer Teile der Gesellschaft in Ostdeutschland vom politischen System und der aktuellen ambivalenten Wendejubiläumsdebatten dürfte die soziologische Betrachtung der nicht eben geradlinigen Entwicklung Frankfurts im historischen, politischen und gesellschaftlichen Kontext aufschlussreich sein für ein Verständnis ost- und damit eigentlich gesamtdeutscher Problemlagen.

Frankfurt erforschen: Netzwerke bilden, Narrative finden

Wie neugierig die Studierenden der Viadrina auf ihre Studienstadt sind und diese sehr wohl auch als Forschungsobjekt annehmen, zeigte sich in zwei Seminaren, die ich im vergangenen Sommersemester an der Viadrina angeboten habe. In einem empirischen Forschungsseminar haben die Studierenden sich intensiv mit der Kulturentwicklungsplanung der Stadt auseinandergesetzt und dabei einen engen Kontakt zur Stadtverwaltung, insbesondere zum Fachbereich Kultur und Europa, aufgebaut. In Abstimmung mit der Stadt sind Studien entstanden, deren Fragen und Ergebnisse für die Stadtverwaltung hinsichtlich der Kulturentwicklungsplanung der nächsten Jahre von großem Interesse sind: Wie wird das Stadtfest „*Bunter Hering*“ eigentlich angenommen, wofür steht es und welche Veränderungen wünschen sich die Frankfurt:innen? Welche Ideen, Bedarfe und Wünsche hat die freie Kulturszene der Stadt? Besteht ein



Interesse an einem virtuellen „Doppelstadt-Museum“, das die deutsch-polnische Realität von Frankfurt und Słubice thematisiert? Welche Kulturangebote und welche Möglichkeiten der Mitsprache in Kulturfragen wünschen sich Jugendliche in Frankfurt? In Kleingruppen haben die Studierenden zu diesen Fragen empirische Studien durchgeführt, die im Verlaufe des aktuellen Wintersemesters veröffentlicht werden sollen. Ein weiteres Ergebnis dieser Beschäftigung mit der Kulturszene und –politik war ein intensives Kennenlernen Frankfurts als eine Stadt, die mehr sein kann und will als ein ausgelagerter Hörsaal für Berliner Studierende: Ein großer Teil der Seminargruppe war überrascht vom Kulturangebot der Stadt und beeindruckt vom deutsch-polnischen Doppelstadtcharakter, der sich zumindest im akademischen Leben deutlich zeigt.

Große Beachtung und sehr aktive Beteiligung seitens der Studierenden fand das zweite Seminar mit dem Titel „Oder Florida: Zur unabgeschlossenen Transformation Ostdeutschlands“, das ich gemeinsam mit dem aus Frankfurt (Oder) stammenden Journalisten

Christian Bangel durchgeführt habe. Bangel hat dem Frankfurt (Oder) der Nachwendezeit in seinem 2017 erschienenen Roman „Oder Florida“ ein literarisches Denkmal gesetzt und in seiner autobiographisch geprägten Erzählung zugleich die Erfahrungen der Wende-generation, wie sie in ganz Ostdeutschland zu finden waren, prägnant dargestellt. Anhand der verschiedenen Romanfiguren wurden im Seminar einzelne Aspekte der Nachwende-Zeit hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf die heutige Gesellschaft analysiert. In Arbeitsgruppen setzten sich die Studierenden mit der Transformationszeit in Ostdeutschland zunächst theoriebasiert auseinander, um dann insbesondere in Frankfurt (Oder) empirisches Material zu diesen Themen zu sammeln. Einige der Ergebnisse dieser Studien sind in zwei Texten der vorliegenden Ausgabe des Ost-Journals zusammengefasst. Darüber hinausgehende Ergebnisse und auch Beobachtungen aus dieser Lehrveranstaltung, die einen Ausblick auf die relevanten Forschungsfelder der ostdeutschen Transformation geben können, möchte ich im Folgenden umreißen.

Das „Oder Florida“-Seminar zeigte auf vielfache Weise, wie groß das Interesse an der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Ostdeutschland unter den Studierenden ist – vielleicht ganz besonders unter denjenigen, die sich bewusst für ein Studium in Ostbrandenburg entscheiden. In einer ersten, ausführlicher als in Hochschulseminaren üblich gestalteten Kennenlern-Runde wurde deutlich, dass das Interesse an dem Kurs durchaus auch biographisch begründet war: Viele der Teilnehmenden kamen selbst aus Ostdeutschland und betonten ein Bedürfnis, sich mit der eigenen Herkunft und insbesondere den Transformationserfahrungen der eigenen Eltern- und Großelterngeneration auseinanderzusetzen zu wollen. Umgekehrt gaben Teilnehmer:innen auch an, dass sie sich vor ihrer westdeutschen Familie auch drei Jahrzehnte nach dem Ende der DDR noch für die Studienplatzwahl in Ostdeutschland rechtfertigen müssten und deshalb nun die Transformationsphase für West wie Ost besser verstehen möchten. Dass die kritischen Fragen und das große Interesse bezüglich der 1990er Jahre nach einer ersten Hochphase der Transformationsforschung unmittelbar nach der Wende erst jetzt so deutlich zutage treten, ist überraschend. Zugleich drängt sich mit Blick auf die geschichtspolitisch-kritische Rolle der Studierendenbewegung von 1968, eine Vermutung zur Analogie der Generationen auf: Möglicherweise bedarf es auch in Bezug auf die Wende- und Nachwendeereignisse einer Generation der Fragenden, die selbst nicht oder nur marginal dabei war, die Verwerfungen dieser Zeit allerdings in der eigenen Sozialisation durch das engste Umfeld zu spüren bekam. So, wie erst die nach dem Zweiten Weltkrieg Geborenen in der Bundesrepublik intensiv und fordernd nach den Erlebnissen, der Beteiligung und der Schuld der eigenen Eltern und Großeltern im Dritten Reich fragen konnten, während diese mit dem Wiederaufbau und der Verdrängung beschäftigt waren, sind es heute die nach der Wende Geborenen, deren Eltern von der Euphorie und den oftmals folgenden tiefen Enttäuschungen, der extremen Verunsicherung und partiellen Anarchie in Ostdeutschland, den Traumata und kollektiven Abwertungserfahrungen betroffen waren und kaum Zeit zur Reflexion hatten. Die Generation der heute Fragenden zeigt, wie vieles noch unbearbeitet ist im Rahmen der deutsch-deutschen Annäherung und Entfremdung. Zwei Vertreterinnen dieser Generation aus dem „Oder

Florida“-Seminar befragten ihre Ost- beziehungsweise Westberliner Großmütter nach deren Biographien sowie zu den Vorstellungen, die beide jeweils von Ost- und Westdeutschen hatten. Die Stereotypisierungen in den Interviews zeigen beeindruckend, wie die eigene Identität auch in Abgrenzung zu „den anderen Deutschen“ konstruiert wurde – und wie stark diese Eindrücke bis heute präsent sind.

Über Frankfurt hinaus: Reflexionen

Neben den wechselseitigen Stereotypisierungen scheinen drei Themenbereiche die aktuelle deutsch-deutsche Entfremdung besonders zu prägen. Missverständnisse und mangelnde Anerkennung, demographische Prozesse und deren Folgen sowie eine gewisse Anarchie im öffentlichen Raum, welche die 1990er in vielen ostdeutschen Städten kennzeichnete, scheinen eine höhere Erklärungskraft zu besitzen als Analysen der anhaltenden sozioökonomischen Differenzen zwischen Ost und West. Auch wenn Gehälter, Renten und Wohlfahrtsindizes in Ostdeutschland noch immer nicht das West-Niveau erreicht haben – zumal dieser Ansatz der nachholenden Modernisierung ohnehin stark in der Kritik steht – so zeigen aktuelle Studien beispielsweise, dass die Wählerschaft rechtsextremer Parteien, insbesondere der AfD, im Durchschnitt materiell gut aufgestellt ist und sich nur partiell aus klassischen Modernisierungsverlierer:innen zusammensetzt (Lengfeld 2017).

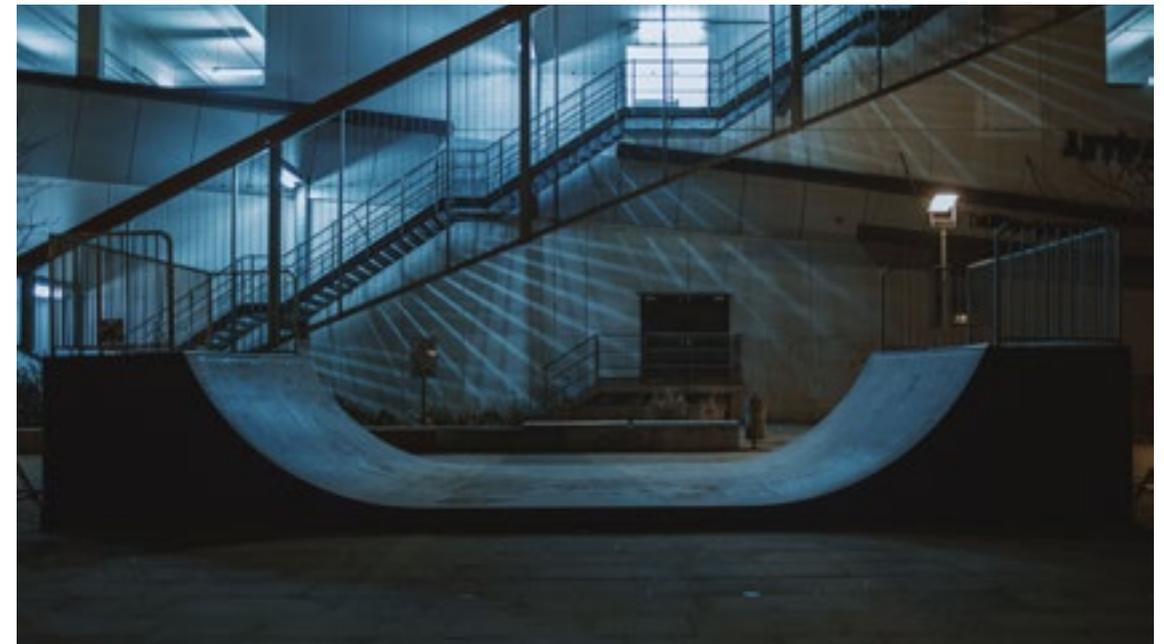
Demgegenüber scheinen die Erfahrungen der Abwertung der eigenen Biographie, der individuellen und kollektiven Wissensbestände und die zwingende Anforderung der unmittelbaren Anpassung an ein neues politisches, ökonomisches und gesellschaftliches System Traumata hinterlassen zu haben, die sich heute in einem Bedürfnis nach (erneuter) kollektiver Wirksamkeit spiegeln. Gerade in Brandenburg fielen inhaltlose Wahlwerbesprüche der AfD zur Landtagswahl 2019 wie „Vollende die Wende“ oder „Wende 2.0“ womöglich auch deshalb auf fruchtbaren Boden, weil sich in manchen sozialen Räumen ein Gefühl der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen wie auch biographischen Fremdbestimmung in den 1990er Jahren etablieren konnte. Wie die Analysen einer Arbeitsgruppe aus dem Seminar zur Geschichte des

Halbleiterwerks in Frankfurt (Oder) und anderen, von der Treuhand verkauften Betrieben in Ostbrandenburg zeigte, wusste man in vielen Kollegien um die mangelnde Produktivität des eigenen Betriebes, war aber vielfach motiviert, das jeweilige Werk selbst weiterzuführen und dem eigenen Gestaltungswillen im neuen marktwirtschaftlichen Kontext zumindest einen Versuch zuzugestehen. Wurden die Betriebe dennoch gegen den Willen und die Ideen der Belegschaft verkauft – was fast ausschließlich der Fall war – signalisierte dies nicht nur eine negative Einschätzung des kreativen und organisatorischen Potenzials der Kollegien, sondern auch eine Aberkennung der Problemlösungskapazitäten derer, welche die betrieblichen Abläufe und sicher auch Mängel im Detail kannten. Es ist wenig verwunderlich, dass das offene Misstrauen bundesdeutscher Behörden und Manager in die Fähigkeiten ostdeutscher Angestellter mitunter als pauschale Missachtung von Wissensbeständen, Fertigkeiten und Eigeninitiative aufgefasst wurde. Diese spezifische Erfahrung der Subalternisierung (Kollmorgen 2011) ging als kollektive Erfahrung in ein imaginiertes ostdeutsches Identitätsmuster ein.

Zugleich veränderten Wanderungsbewegungen, vor allem die Abwanderung junger, überwiegend weiblicher und gut gebildeter Ostdeutscher gen Westdeutschland oder in die größeren Städte im Osten die demographische Struktur vieler ostdeutscher Regionen teils radikal. Mehr als 3,6 Millionen Ostdeutschen, die seit 1990 ihr Glück dauerhaft im Westen suchten, stehen 2,4 Millionen Zuzüge in Ostdeutschland aus dem Westen entgegen (Die Zeit Online 2019a) – wobei betont werden muss, dass diese Zuzüge kaum die Regionen und (Klein-)Städte betrafen, aus denen zugleich Menschen in Richtung Westdeutschland abgewandert waren. Die Leere, die manche Landstriche, Dörfer und Städte überzog, spiegelte sich vielerorts in schrumpfender Infrastruktur, Überalterung, Einsamkeit, Perspektivlosigkeit. Auch Frankfurt (Oder) verlor nach der Wende mehr als 12 % seiner Einwohner:innen an den Westen, was durch den Zuzug von westdeutschen Wissenschaftler:innen nicht kompensiert werden konnte. Dass Studierende nach wie vor nur selten in Frankfurt bleiben, wie dies in vielen anderen Universitätsstädten oft der Fall ist, liegt auch daran, dass Frankfurt den Absolvent:innen kaum berufliche Perspektiven bieten kann. Eine

Arbeitsgruppe im Seminar, die die Einstellungen Studierender zu Frankfurt (Oder) erhob, fand heraus, dass mangelnde Karrierechancen und die schlechte Bezahlung der wenigen verfügbaren Jobs der Hauptgrund sind, warum Studierende kaum darüber nachdenken, länger in Frankfurt zu bleiben – obwohl sie die Stadt, ihr Kulturangebot, die besondere deutsch-polnische Atmosphäre und die umgebende Natur durchaus zu schätzen wissen. In dieser Hinsicht hat es seit den 1990er Jahren keine substantiellen Veränderungen gegeben – auch in den ersten Jahren nach 1989 verließen die Menschen vor allem aus ökonomischen Gründen Ostbrandenburg.

Ein letzter wichtiger, vielleicht der wichtigste Aspekt, betrifft den Rechtsextremismus, der in ganz Ostdeutschland und in den verlassen, ökonomisch besonders schwachen Regionen in den 1990ern regelrecht aufblühte. Erst in der zweiten Jahreshälfte 2019 begann eine gesellschaftliche Diskussion über die sogenannten „Baseballschlägerjahre“, die unter anderem von Christian Bangel in der ZEIT mitinitiiert wurde (Die Zeit Online 2019b). Der Rechtsextremismus, der sich 2011 mit der Entdeckung des NSU in seiner strukturellen Dimension zeigte und heute in den Zustimmungsraten zu Positionen der AfD und einem deutlich offensiver auftretenden Nationalismus und Rassismus in Deutschland gespiegelt wird, hat eine lange Entstehungsgeschichte, die ihre Wurzeln unter anderem in der Nachwendezeit hat. In den 1990ern bestand eine Anarchie im öffentlichen Raum, die auch aus dem Autoritätsverlust praktisch aller relevanten Instanzen während der Transformationsphase resultierte und rechte Gewalt und Strukturen begünstigte. Die Gewalt selber wurde durch Polizei und Bürgermeister:innen gerade in Ostdeutschland fast ausschließlich als Jugendkriminalität und Bandenkämpfe Pubertierender bagatellisiert. Der rechte Terror der 1990er auf den Straßen traf nicht nur Rostock-Lichtenhagen, sondern unzählige als links geltende Jugendclubs, Vereine, Schulklassen. Parallel zu den Schlägertrupps wurden in ostdeutschen Provinzdörfern und früheren LPG-Häusern rechte Schulungszentren durch westdeutsche NPD-Mitglieder aufgebaut und somit nachhaltige rechte Strukturen und Netzwerke etabliert. Das organisatorische Wissen und Geschick zahlreicher (meistens westdeutscher) NPD-Kader traf dabei auf eine Generation von



Jugendlichen, die zwischen 1975 und 1985 geboren und als „*Generation der Unberatenen*“ (Lindner 2006; Mau 2019) bezeichnet wurden. Diese Jugendlichen waren von der Unsicherheit der Transformationsphase vor allem dadurch geprägt, dass alle Akteure und Instanzen, die Jugendlichen üblicherweise zur Beratung, Richtungsweisung und Orientierungshilfe zur Verfügung stehen, wegbrachen und als normgebende Institutionen verschwanden. Eltern und Lehrer:innen waren vielfach so stark mit der eigenen Anpassung und dem Erlernen der Regeln in der neuen Gesellschaft befasst, dass sie der damaligen Generation von Jugendlichen wenig Halt und Orientierung bieten konnten. Staatliche Strukturen waren häufig mit der Herstellung öffentlicher Sicherheit und Ordnung überfordert, erkannten politische Gewalt nicht als politische Gewalt und übten sich im Beschwichtigen und Wegsehen. In der Folge sind jene der „*Unberatenen*“, die nicht der rechten Jugendkultur anhängen, vor der rechten Straßengewalt geflohen und spätestens nach dem Abitur nach Westdeutschland oder zumindest in die größeren Städte abgewandert. Auch diese Geschichte steht prägnant für Frankfurt (Oder) und wird auch im Roman „*Oder Florida*“ gründlich aufgegriffen. Im Seminar wurde intensiv diskutiert und erforscht, inwiefern die 1990er Jahre somit ein spezifisches strukturelles Möglichkeitsfenster zur Etablierung rechter Netzwerke, Positionen und Diskurse darstellten. In Verbindung mit verbreiteter Orientierungslosigkeit insbesondere unter Jugendlichen, tatsächlicher oder relativer Deprivation konnten sich in Ostbrandenburg nationalistische „*Neogemeinschaften*“ (Reckwitz 2018) herausbilden, die heute in Brandenburg eine wichtige strukturelle Basis der AfD stellen – auch wenn die rechten Schlägertrupps der 1990er aus dem Stadtbild Frankfurts weitgehend verschwunden sind.

Modellstadt Frankfurt (Oder)?

Was also kann eine intensivierete Lehr- und Forschungstätigkeit insbesondere der Sozialwissenschaften über Frankfurt und Ostbrandenburg erbringen? In meiner Beobachtung ist der Ertrag vor allem in drei Bereichen ersichtlich. Erstens besteht die Möglichkeit, durch ein Frankfurt-bezogenes Seminarangebot den Charakter der Pendleruni etwas zu verändern und die Studierenden neugierig auf die Doppelstadt Frankfurt – Słubice zu machen. Der europäische Charakter der Stadt wurde in der Vergangenheit zu zurückhaltend thematisiert und ist bis heute nicht immer greifbar. Die Reflexion und Analyse der enger werdenden deutsch-polnischen Kooperation der Doppelstadt in Hochschulseminaren kann den Studierenden ihren Studienort, der durchaus außergewöhnliche Züge hat, näher bringen und sie ermutigen, sich auch aktiv in die Gestaltung der Doppelstadt einzubringen. Zweitens profitiert die Stadt auch ganz konkret vom Lehrangebot der Viadrina, wenn Studierende gemeinsam mit ihren Seminarleiter:innen konkrete Fragen vor Ort erforschen und ihre Analysen und Empfehlungen der Stadtverwaltung zugänglich machen. Die Stadtverwaltung zeigt dabei eine beeindruckende Offenheit und ein aktives Interesse der Analyse und Beratung, die Masterstudierende durchaus auch erbringen können. Zugleich werden die Studierenden dadurch an die mögliche berufliche Praxis der Datenerhebung, -verarbeitung und -präsentation vorbereitet. Drittens schließlich ist insbesondere der wissenschaftliche Ertrag der Analyse Frankfurts als Fallbeispiel für ambivalente Transformations- und Posttransformationserfahrungen wertvoll. Die Veränderung der politischen

Kultur, der demographischen Struktur, der Integrationsarbeit und des bürgerschaftlichen Engagements in Frankfurt in den letzten Monaten und Jahren kann als Aspekt der Transformation auf lokaler Ebene betrachtet werden. Frankfurt (Oder) bietet die Möglichkeit, exemplarisch einen Stadtentwicklungsprozess zu analysieren, der anstelle einer nachholenden Modernisierung eine nicht mehr teleologisch ausgerichtete Entwicklung aufweist. Anders gesagt: Man kann in Frankfurt (Oder) vielleicht auf besondere Weise beobachten, wie sich Städte, die in der Nachwendzeit viele Verluste – demographische, ökonomische,

soziale – hinnehmen mussten, eigenständig weiterentwickeln, und welche Schwierigkeiten, Konflikte, aber auch politische Innovationen und Konfliktlösungsmechanismen dies birgt. Insofern kann Frankfurt (Oder) als ein Brennglas gelten für die nächste Generation ostdeutscher Städte, die (nach Leipzig, Jena, Rostock oder Dresden) die Ambivalenz ihrer Transformationserfahrungen in progressive politische Ansätze umwandeln, Konflikte dabei nicht negieren und dadurch vielleicht einen Modellcharakter für Stadtgesellschaften in der Post-Transformation herausbilden.

Literatur

Bangel, Christian. 2017. *Oder Florida*. Roman. München: Piper.

www.zeit.de/politik/deutschland/2019-05/ost-west-wanderung-abwanderung-ostdeutschland-umzug (Zugegriffen: 10. November 2019).

Die Zeit Online. 2019b. Rechte Gewalt: #Baseballschlaegerjahre. www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2019-11/rechte-gewalt-neonazi-twitter-erfahrungen-rechtsextremismus (Zugegriffen: 10. November 2019).

Kollmorgen, Raj. 2011. Subalternisierung. Formen und Mechanismen der Missachtung Ostdeutscher nach der Vereinigung. In: *Diskurse der deutschen Einheit. Kritik und Alternativen*, Hrsg. Raj Kollmorgen, Frank T. Koch und Hans-Liudger Dienel, 301-359. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.

Lengfeld, Holger. 2017. Die „Alternative für Deutschland“. Eine Partei für Modernisierungsverlierer? *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 69:209–232.

Lindner, Bernd. 2006. Die Generation der Unberatenen. Zur Generationenfolge in der DDR und ihren strukturellen Konsequenzen für die Nachwendzeit. In *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*, Hrsg. Annegret Schüle, 93-112. Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.

Mau, Steffen. 2019. *Lütten Klein*. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.

Offenstadt, Nicolas. 2018. *Le pays disparu*. Sur les traces de la RDA. Paris: Stock.

Reckwitz, Andreas. 2018. *Die Gesellschaft der Singularitäten*. Zum Strukturwandel der Moderne. 5. Auflage. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Wie blicken die Halbleiter auf ihr Werk zurück?

von Anna Lalla



Das Halbleiterwerk hat Frankfurt groß gemacht und sein Verschwinden klein. Wie erinnern sich die Frankfurter:innen, die dort gearbeitet haben, an ihren Arbeitsalltag in der DDR und der Abwicklung in der Wendezeit?

Kürzlich war ich zu Besuch bei meinen Großeltern in Thüringen. Auf dem Beistelltisch neben dem Sofa titelte das Fernsehmagazin Super TV „Auch das war die Wende: DDR weg, Job weg, ungewisse Zukunft“. Der Artikel mit der Überschrift „So haben wir es geschafft, den Mut nicht zu verlieren“ beschreibt in emotionaler Wir-Perspektive, wie die anfängliche Euphorie durch den „Ausverkauf der DDR-Wirtschaft“ in den Jahren nach der Wiedervereinigung schnell verflieg.

„Auch das war die Wende“ ist so ein Satz, in dem das fast trotzig Bedürfnis nach Sichtbarkeit und Anerkennung einer eigenen Erzählung der für viele turbulenten Zeit in den frühen 90ern nachklingt. Die Super TV als Programmzeitschrift für den ostdeutschen Markt gibt diesem kollektiven Erfahrungsraum in den neuen Bundesländern eine Plattform. Eine Erzählung, die sich in das kommunikative Gedächtnis vieler Ostdeutscher eingeschrieben hat.

Beispielhaft hierfür ist die aktuelle Diskussion um die Treuhandanstalt: im „Westen“ kaum noch bekannt, im „Osten“ nach wie vor Projektionsfläche für alles, was während und nach der Wende schief gelaufen ist. Im Frühjahr 2019 schlug die brandenburgische Linke vor, die von der Treuhand durchgeführte Privatisierung des Volkseigentums der DDR von einem parlamentarischen Ausschuss untersuchen zu lassen. Dafür bekam sie ordentlich Gegenwind, nicht nur von den Volksparteien, sondern auch von der breiten medialen Öffentlichkeit. Einzig die AfD sagte bis jetzt ihre Unterstützung zu. Beiden Parteien wird vorgeworfen, mit dem Thema vor den Landtagswahlen in Sachsen, Thüringen und Brandenburg Wahlkampf gemacht zu haben. Das ist schade, denn die Jahre der Treuhand als Verlust Erfahrung politisch aufzuarbeiten, um nicht nur eine Öffentlichkeit jenseits des Klischees des „Jammer-Ossis“ zu schaffen, sondern auch um ihrer Mythologisierung und Instrumentalisierung von Rechts vorzubeugen, wäre dringend angebracht.

Erinnern - aber wie?

Dass das kollektive Gedächtnis von „Ost“ und „West“ oftmals nicht übereinstimmt, liegt zu großen Teilen auch an der fehlenden Thematisierung der

ostdeutschen Nachwendezeit in all ihren Facetten und radikalen Einschnitten: Sie war geprägt von flächendeckender Arbeitslosigkeit, Bevölkerungsabwanderung, Eliten-Transfer sowie unterschiedlich ausgeprägten Identitätswechsellern. Es stellt sich die Frage, wessen Geschichten in den vergangenen 30 Jahren erzählt wurden? Wer hat während und nach der staatlichen Vereinigung wie über wen gesprochen? Dabei lässt sich beobachten, dass der hegemoniale Diskurs in den Massenmedien stark westdeutsch geprägt ist (vgl. Hans/Kollmorgen 2011). Eine Möglichkeit, diese Asymmetrie aufzubrechen, ist, Menschen zu Wort kommen zu lassen.

Wie also haben die Frankfurter:innen die Wende- und Nachwendezeit erlebt? Hierzu habe ich mich im Sommer 2019 mit drei Frankfurter:innen unterhalten, die bis Anfang der 90er Jahre beim damals größten Arbeitgeber der Region arbeiteten: dem Volkseigenen Betrieb (VEB) Halbleiterwerk Frankfurt (Oder). Das Halbleiterwerk, sein Aufstieg und Niedergang, steht wie kein anderer Betrieb symbolisch für die jüngere Geschichte der Stadt. Es prägte nicht nur den Aufschwung der Stadt von den 1960er bis in die späten 1980er Jahre, sondern seine Schließung auch die Transformationszeit nach 1990. Zahlreiche Frankfurter:innen haben in Folge der Abwicklung des Werkes ihren Arbeitsplatz verloren.

Zu meinen drei Interviewpartner:innen hat mich der Zufall geführt: Frank Golz (61) meldete sich auf einen Aufruf in der Facebook-Gruppe „Stadtgeflüster - Frankfurt (Oder)“. Frank hat im Halbleiterwerk ab 1974 seine Ausbildung und sein Studium absolviert und arbeitet nun nach eigenen Angaben erfolgreich als selbständiger Unternehmensberater. Annelie Böttcher (69) als weitere Gesprächspartnerin empfahl mir Hannes Langer, Regisseur des Theaterstücks „Halbleiterwerk - Kinder machen Neues“ der Bürgerbühne am Kleist Forum in Frankfurt. Ähnlich wie Frank ist sie 1967 im Halbleiterwerk eingestiegen und absolvierte hier ihre Ausbildung und ein Studium, schaut aber viel kritischer auf die Jahre nach der Währungsunion. Seit Ende der 1990er Jahre ist sie mit einem Schuh- und Schlüsseldienst selbstständig. Heike K. (50), sie möchte anonym bleiben, lernte ich bei meinem Nebenjob in einem Restaurant in Berlin kennen, in dem sie neben

ihrer Vollzeitstellung arbeitet. Heike fing 1989 als 21-jährige Disponentin im Halbleiterwerk an und hat im Gegensatz zu Annelie keinen emotionalen Bezug zum Werk. Die alleinerziehende Mutter hangelte sich in den Jahren nach dem Beitritt der DDR in die BRD von Job zu Job. Meine Interviewpartner:innen haben ein unterschiedliches Alter. Sie haben verschiedene Erwerbsbiographien eingeschlagen, unterschiedliche Erfahrungen in der Nachwendezeit gesammelt.

Eine kurze Geschichte des Halbleiterwerkes

Die Region um Frankfurt war vor und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg industriell schwach entwickelt: Das Gebiet längs der Oder diente traditionell hauptsächlich als Zulieferer von landwirtschaftlichen Erzeugnissen für Berlin. Die wenigen vorhandenen Betriebe, wie etwa eine Konservenfabrik oder das Bekleidungswerk, verarbeiteten und stellten Produkte für den regionalen Markt her. Ab 1950 jedoch änderte die DDR ihre Standortpolitik: Sie plante, Neuansiedlung großer Industriekomplexe an Standorten außerhalb der Berliner Region zu errichten, um industriell wenig besiedelte Gebiete aufzuwer-

ten und unabhängiger vom Westen zu werden. Im Zuge dessen sollte sich die frühere Garnisons- und Beamtenstadt Frankfurt zu einem Zentrum für Mikroelektronik entwickeln und so eine Anziehungskraft für Arbeitskräfte und Städtebau in der eher strukturschwachen Region entwickeln.

Der Beschluss zum Bau des Werkes wurde 1957 gefasst. Schon Anfang des Jahres 1958 startete das Halbleiterwerk seine labormäßige Produktion mit kleiner Belegschaft in der Berufsschule „Thomas Müntzer“. Das Werk wächst schnell: 1960 beschäftigt der Betrieb 1.000 Mitarbeiter:innen, fünf Jahre später sind es schon über 3.000. Im Jahre 1961 zieht das Halbleiterwerk nach Markendorf, wo große Produktionshallen errichtet werden. Ende der 1970er wurde das Werk im Zuge eines zentralen Parteibeschlusses zur beschleunigten Entwicklung der Mikroelektronik zusammen mit 22 anderen Unternehmen zum VEB Kombinat Mikroelektronik Erfurt vereint. Hintergrund war eine stärkere konsumpolitische Orientierung. Von 1980 bis 1989 florierte das Halbleiterwerk: Es fungierte als stärkster Zulieferer des Kombinats. Bis zu 75 % der elektronischen Bauelemente für den ostdeutschen Binnenmarkt wurden



Jugendstunde vor der Jugendweihe im Halbleiterwerk.

hier produziert. Ende der 80er Jahre arbeiten über 8.100 Menschen im Werk. Das Halbleiterwerk war aus dem Stadtbild Frankfurts nicht mehr wegzudenken. Diese Entwicklung hatte einen starken Einfluss auf das Bild der Stadt: Zwischen 1960 und 1989 wuchs die Bevölkerung Frankfurts von circa 56.000 auf 87.000 Einwohner:innen. Das Halbleiterwerk und die Stadt unterstützen sich gegenseitig: Der öffentliche Nahverkehr wurde ausgebaut, neue Wohnkomplexe errichtet und eine neue Berufsschule sowie eine Spezialschule mit physikalischer Ausrichtung gegründet. Die Arbeiter:innen für das Halbleiterwerk kamen nicht nur aus Frankfurt, sondern aus der ganzen DDR sowie dem angrenzenden Polen und prägten und prägen die Stadt so bis heute.

Umstrukturierung des Werks ab 1990

Mit der Währungsunion am 1. Juli 1990 wird das VEB Halbleiterwerk praktisch über Nacht zahlungsunfähig. Der Betrieb wird zur HFO GmbH umgegründet und von der Treuhand mit den beiden anderen ehemaligen Kombinatstandorten Erfurt und Dresden zur Mikroelektronik- und Technologiegesellschaft (mbH) zusammengefasst. Was nun folgt, ist ein langer und schmerzhafter Prozess der Neu- und Umorientierung, geprägt von der Suche nach Investor:innen, Geldgeber:innen, immer neuen Privatisierungskonzepten, gravierenden Arbeitsplatzabbau und schlussendlich der Insolvenz. Auch die beiden Nachfolgebetriebe SMI und SIMI gehen trotz vielfältiger Bemühungen Konkurs. Die Geschichte des Halbleiterwerkes steht symptomatisch für die Privatisierungs- und Liquidierungspolitik der Treuhand. Gleichzeitig ist sie eines der Extrembeispiele für den Niedergang der ostdeutschen Industrie.

Die Zeit im VEB Halbleiterwerk- erwerbsbiographische Erfahrungen in der DDR

Doch wie genau war es, im Halbleiterwerk tätig zu sein? Was bewegte meine drei Interviewpartner:innen, im Halbleiterwerk zu arbeiten und wie empfanden sie die Zeit bis zur Wende?

Annelie und Frank kamen direkt nach der Schule für eine Ausbildung in das Halbleiterwerk. Frank

absolvierte ab 1974 eine Ausbildung zum Elektronikfacharbeiter mit Fachspezialisierung. Annelie wollte eigentlich Lehrerin werden, bestand aber die in der DDR üblichen Stimmeignungsprüfung nicht und ging so 1967 von Rügen nach Frankfurt, um mit einer Lehre zur Mechanikerin in das Berufsleben zu starten. Später bekamen beide über das Werk einen Studienplatz und ließen sich zu Ingenieur:innen ausbilden. Frank erinnert sich:

Das heißt, ich habe dann aber gleich nach der zehnten Klasse gelernt, und dann gab es irgendwann die Möglichkeit, über den Betrieb zu studieren. So eine Art, was man heute duales Studium nennen würde. '86 fertig, also paar Jahre vor der Wende. Also von '83 an studiert. Die Hochschule war dann in Eisleben, wir haben aber, das war ein Sonderprojekt damals, wir haben hier in Frankfurt alle Semester gehabt, also in der Berufsschule hat man 'nen extra Raum und dann hat die Gaststudienklasse hier studiert. Und bezahlt wurden wir in der Zeit vom Werk, als ob wir arbeiten gehen, war ganz angenehm.

Ab 1987 arbeitete Frank dann in der Wartungselektronik, später wechselte er in die technische Kontrollorganisation. Annelie wiederum verbrachte ihre gesamte Zeit im Werk in der gleichen Abteilung:

und habe dann immer noch in demselben Kollektiv, in dem ich angefangen habe, bin ich dann als Ingenieur [tätig] gewesen, in der Gütekontrolle, und zum Schluss war ich dann Sachgebietsleiter, wie man das auch immer nennt, Gruppenleiter... Egal was. Bis zur Wende.

Heike fing erst kurz vor der Wiedervereinigung in Markendorf an. Sie absolvierte eine Ausbildung im Fernmeldeamt der Deutschen Post, bevor sie aus finanziellen Gründen – im Halbleiterwerk wurden für die DDR sehr hohe Löhne bezahlt – in das Büro des Halbleiterwerkes wechselte:

1.1.1989 angefangen, als Disponentin, da war ich 21 Jahre alt. Da habe ich da angefangen im Büro, Disponentin im Büro, drei Schichten gehabt, früh 6 bis 14, Nacht von 22 bis früh um 6 und spät von 14 bis 22, Wochenende war frei. Die Nachtschicht ist immer wie im Schlaf vergangen. Wir haben die

Stühle zusammen geschoben und haben geschlafen. Das war halt so zu DDR-Zeiten, musstest dich nicht so groß anstrengen wie heute.

Neben dem guten Geld lockte das Halbleiterwerk auch mit einer in der DDR üblichen Kinderbetreuung, dem Versprechen auf eine Wohnung sowie einem umfangreichen kulturellen und sportlichen Angebot. „Arbeit ist das Herzstück der Lebensweise“, weiß ein ideologischer Slogan der ehemaligen DDR zu berichten. Sie diente im sozialistischen Staat nicht nur zum Verdienen von Lebensunterhalt, sondern sie schuf auch soziale Strukturen und festigte im besten Fall die Identifikation mit Betrieb und den Werten der Partei. Vor allem Annelie vermisst den Zusammenhalt in ihrem Kollektiv:

Nämlich, dass man ein Kollektiv hatte. Dass man im Kollektiv auch was machen konnte. Zum Beispiel solche Sachen wie, bei mir gab's um Zehne immer in meinem Büro Kaffee. Also nicht jeder durfte eine Kaffeemaschine haben, geht ja auch nicht, und ich hatte eine, und dann gab es Kaffee. Da war keine Pause, wir haben es einfach gemacht. Jeder hat da seine 30 Pfennige reingelegt in die Kasse, und es wurde Kaffee gekauft, so, da konnte man sich auch erzählen. Da hat der eine mal erzählt, was er zu Hause für Probleme hat. Der andere hat gesagt, Du hör' mal zu, ich bleib' noch zwei Minuten länger, wenn die anderen weg sind, ich hab da was. [...] So, dann sind die aber auf ihre Arbeit gegangen wieder, verstreut in ihre Räume, in die Werkräume oder so, und sind das losgeworden. Einer hat auch gesagt, Du, da hat ein neues Restaurant aufgemacht, wollen wir da nicht mal hingehen? Haben wir gemacht. Jedes neue Restaurant in Frankfurt haben wir als Kollektiv besucht. Fand ich toll.“

Neben dem Kollektiv war es ihr wichtig, ihre politische Biographie in der DDR und später dann in der BRD anzusprechen:

Ich war eigentlich Gewerkschafter, auch zu DDR-Zeiten, durch und durch, und war auch von der Gewerkschaft Stadtverordneter [...]. Ich bin seit 74 bis dieses Jahr Stadtverordnete gewesen.

In Franks Erinnerungen spielt das Halbleiterwerk als Sozialisations- und Kontrollinstanz keine offensichtliche Rolle. Seine Erfahrungen mit der sozialistischen Gesellschaft transportiert er eher indirekt: Während unseres Gesprächs bemerkt Frank mehrmals, dass er aufgrund seiner Herkunft und trotz erforderlicher Noten die erweiterte Schule nicht besuchen durfte:

Meine beiden Eltern waren bei der Polizei, und nicht kleine Dienstgrade. Deshalb durfte ich nicht studieren, weil eben nicht Arbeiter und Bauern die Herkunft war.

Im weiteren Gespräch wies er darauf hin, dass diese Einschränkung ihn nicht daran hinderte, sein Ziel zu verfolgen, nämlich einen Studiengang zu absolvieren:

Da hat man gesagt, ja gut, ich kann mich jetzt auf die Straße stellen und schreien, oder, das ist eben so, muss ich halt was anders machen. Deshalb habe ich ja dann, wie gesagt, für mich gleich gesagt, dann mache ich die Lehre gleich, die andere Richtung, und guck mal, weil damals hat man davon gehört, dass es über Betriebe Studienplätze gab. Mein langfristiges Ziel war, mal zu gucken, ob ich es schaffe, ein Studium zu kriegen. Hat ja dann geklappt.

Seine Leistungsbereitschaft betonte er weiterhin, in dem er mir davon berichtete, wie er sich mit einem Kollegen nach der Arbeit im Halbleiterwerk ein beachtliches Taschengeld beim Malern von Hausfluren dazu verdiente:

Mit einem Schichtkollegen zusammen haben wir uns die Wohnungswirtschaft hier angeguckt und haben gesehen, dass die beim Hausflurmalern, es gab auch selbständige Handwerker damals schon, dass die so lahmarschig gearbeitet haben, dass man denen beim Laufen die Sohlen, die Hacken besohlen konnte, und da mein Faible schon immer effizient und effektiv gelautet hat, habe ich gesagt, das kann man alles sehr viel schneller machen.

Die Geschichte, die Frank hier erzählt, und die er wohl gern erzählt, er hält als Unternehmensberater des Öfteren Keynotes über seine eigene

DDR-Biographie, ist die des individuellen Einzelkämpfers, der trotz Widrigkeiten und Einschränkungen durch das staatliche System den Mut nicht verliert, sich „den Mund nicht verbieten lässt“ und sogar noch zusätzlich Geld durch Eigeninitiative verdient. Das wird nicht nur deutlich an seinem Bestreben, ein Universitätsabschluss zu bekommen, sondern auch, als er ungefragt die Staatssicherheit andeutet:

Für mich war das, hat jeder seine eigene Sichtweise, zum Beispiel, ich habe in der DDR, nie, wirklich nie, ein Blatt vor den Mund genommen, nie. War trotzdem nie inhaftiert. Ich habe allerdings Kollegen gesehen, die am Eingangstor beiseite genommen wurden und waren dann ein paar Monate weg.

Die Erinnerungen an ihre Erwerbszeit in der DDR, die Heike mit mir teilt, beschränken sich auf das Halbleiterwerk, die genaue Angabe der Zeiten der einzelnen Schichten und ihrer Strafarbeit:

Ja. Das war so mein Bereich. Da wir ja auch dann immer so die Angewohnheit hatten, in der Spätschicht eher zu gehen, haben wir uns selber so Zettel geschrieben, und dann einfach Unterschrift drunter gesetzt, bis wir dann mal erwischt wurden, also ich, dann durfte ich dann mal vier Wochen Strafarbeit machen, Bauelemente messen, so kleine schwarze, die haben acht so kleine Zacken, da musstest die in so ein Gerät eingeben, gucken, ist das gut, ist das nicht gut, also wie Aschenputtel, das gute ins Töpfchen, das schlechte ins Kröpfchen. So, das musste ich dann vier Wochen lang machen

Insgesamt kann man zusammenfassen, dass alle drei Interviewpartner:innen zufrieden mit ihrer Arbeit im Halbleiterwerk waren. In ihren heutigen Erinnerungen hat das Werk verschiedene Funktionen erfüllt: Frank sah die Möglichkeiten und Chancen und nutzte diese. Annelie ist es egal, welche Funktion sie am Ende innehatte, was bleibt, sind ihre Erinnerung an eine faire, freundliche und kollektive Arbeitsatmosphäre. Heike wiederum schätze das gute Geld und den einfachen und überschaubaren Aufgabenbereich.

Die erwerbsbiographische Transformation in der Nachwendzeit

Der Herbst '89 und die Zeit nach der Grenzöffnung war von Aufregung, Neugier und Hoffnung geprägt. Meine drei Interviewpartner:innen geben an, dass sie weder ängstlich noch sorgenvoll in die Zukunft schauten. Spätestens aber mit der Währungsunion am 1. Juli 1990 wurde ihnen bewusst, dass die bevorstehende Transformation grundlegend ihren Alltag ändern würde. Annelie erinnert sich:

Aber als es dann hieß, es gibt eine Währungsunion, da war die Sache erledigt, und ich denke auch, als wir entlassen wurden, '91 sind wir dann ja entlassen worden, da war das eindeutig klar, wie es mal hier kommen wird. Weil ich ja nicht so blauäugig war und nicht das alles geglaubt habe, was man uns erzählt hat. Trotzdem, in meinen kühnsten Träumen konnte ich mir nicht vorstellen, wie schlecht es wird. Also mindestens zehn bis fünfzehn Jahre für die Leute schlecht.

Annelie und Heike wurden direkt nach der Währungsunion auf null Stunden Kurzarbeit gesetzt: Sie mussten nicht zur Schicht erscheinen, wurden aber dennoch weiter bezahlt. Annelie nutzte diese Zeit zu Hause, um mit einem Studium der Betriebswirtschaft an einer Außenstelle der Universität Essen zu beginnen:

Das ist etwas, wo ich dachte, das braucht man vielleicht mal, Betriebswirtschaft, weil mit 'nem technischem Studium konnte man nach der Wende im Osten so gut wie gar nichts anfangen. Entweder man hat sich selbstständig gemacht oder irgendwas, mit einem Beruf, aber in meine Richtung hätte ich da nichts gesehen, weil sogar die ganz kleinen Betriebe ja kaputt gegangen sind, also habe ich dann Betriebswirtschaft studiert.

Nach ihrer Kündigung 1991 nahm Annelie verschiedene Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) an, organisiert durch eine sogenannte Qualifizierungsgesellschaft des Halbleiterwerkes. Sie baute unter anderem das ehemalige Touristenlandhaus am Helenesee mit auf und arbeitete zwei Jahre als Sozialarbeiterin im Paritätischen Wohlfahrtsverband.

Frank bezeichnet die Qualifizierungsgesellschaft als „Auffanggesellschaft“, die ihm nach seiner Kündigung im März '91 eine Weiterbildung im Softwarebereich durch die Firma Siemens-Nixdorf vermittelte. Frank kann sich nicht mehr so gut erinnern, glaubt aber, nicht in die Kurzarbeit geschickt worden zu sein. Nach seiner Weiterbildung bekam er direkt ein Jobangebot. Er wollte Frankfurt aus familiären Gründen aber nicht verlassen:

Und ich hatte dann das Angebot, in der Bundesdruckerei zu arbeiten, in der Software-Abteilung. Das wäre in Bonn gewesen, damals, heute sitzen die ja in Berlin, und habe mich deshalb dagegen entschieden und habe mich danach gleich selbstständig gemacht.

Er investierte nach eigenen Angaben 30.000 D-Mark in eine weitere Ausbildung zum Versicherungsmakler und eröffnete ein Büro in Frankfurt. Frank hatte zeitweise bis zu 40 Angestellte, bevor er in die Unternehmensberatung wechselte. Auch Heike fing im Oktober '90 kurz nach ihrer Kündigung im August eine Umschulung an. Sie ließ sich zur Bürokauffrau ausbilden:

Die sind auf uns drauf zu gekommen. Musst Du dir vorstellen wie so ein Aufruf. Da wurden viele Leute, da kamen die von der DAA, Deutschen Angestellten Akademie, die waren dann da gewesen, haben dann so 'ne Infoveranstaltung gemacht und dann warst du da drin. Und dann hast du's gemacht.

Anders als Annelie machte sich die junge Frau – Heike war zur Wende 20 Jahre alt – in den ersten Jahren keine Sorgen, wie es beruflich für sie weitergeht:

Na ich hatte ja dann, wie gesagt, im Oktober '90 mit einer Schulung angefangen, Kauffrau für Bürokommunikation, und habe das dann zwei Jahre gemacht, und da habe ich mir ja auch nicht so Gedanken machen müssen... Wirst schon 'nen Job kriegen. Nee. '91, mein Sohn war dann geboren, also so viel Zeit muss noch sein, 'ne, zwischendurch.

Nach Abschluss der Ausbildung und dem Ende der Elternzeit realisierte sie, wie schwer der Wiedereinstieg in das Berufsleben für sie werden würde:

Ja, aber dann so, klar, nach und nach, dann warst du da mal arbeiten, warst da mal arbeiten, und irgendwo...

Wie Frank und Annelie wollte Heike Frankfurt nicht verlassen. Erst vor ein paar Jahren, mit dem Umzug nach Berlin, fand Heike eine unbefristete Arbeitsstelle:

Ich war wie gesagt da mal und da mal, ein bisschen nebenbei, und 2016 war ich zur Reha und da haben sie festgestellt, dass ich Depressionen habe, habe dann auch meine Tabletten dafür gekriegt, und dann kam für mich der Entschluss, ich gehe nach Berlin. Weil Du kriegst da [in Frankfurt] keine vernünftige Arbeit.

Auch Annelie wechselte häufig den Arbeitsplatz, bevor sie sich Ende der 90er Jahre selbstständig machte:

Und als ich dann wieder arbeitslos war, habe ich dann gedacht, nee, so kann es nicht weitergehen. Du kannst da nicht, also, mein Mann hatte sich '93 selbstständig gemacht, auch mit einem Schuh- und Schlüsseldienst, und da habe ich gedacht, mensch, das ist doch auch was für dich. Handwerk möchtest du, hast du, kannst du, und habe mich dann '99 auch selbstständig gemacht mit einem Schuh- und Schlüsseldienst. Erst mal kleiner, nur so wie man einen Schuh- und Schlüsseldienst kennt, kleines Kauff, kleiner Laden.

Auf meine Frage, wie meine drei Interviewpartner:innen die Jahre der Transformation erlebten und wie es ihnen heute damit geht, bekomme ich unterschiedliche Antworten. Annelie hadert mit dem System, gibt sich aber kämpferisch:

Es ist vielleicht jetzt ein bisschen anders, aber diese Schere, die immer weiter aufgeht, also das gibt mir schon zu denken, also das ist nicht mein Staat. Das heißt nicht, dass ich mir nicht eine Nische gesucht habe in diesem Staat und versuche, mit ganz kleinen Schritten, das, was ich so an Idealen habe, dem näher zu kommen. Ist aber schwer. Gibt auch noch andere Erfahrungen. Ich bin dann nicht derjenige, der dann pessimistisch oder depressiv oder irgendwas geworden ist, weil meine Einstellung ist immer optimistisch gewesen. Und ich habe aber auch gesehen, dass Leute wie ich auch in einem kapitalistischen Staat nicht untergehen. Weil sie Hände zum Arbeiten haben, einen Kopf zum Denken haben. [...] Wenn mir heute Leute erzählen, dass sie vor der Wende so unzufrieden waren, dann ist das ihre Geschichte, es ist nicht meine, aber es ist ihre und ich höre ihnen auch zu.

Frank kann der Wiedervereinigung nichts Negatives für seine persönliche Entwicklung abgewinnen. Ich fragte ihn, ob die Wende einen Bruch in seiner Erwerbsbiographie darstellt:

Ja, Bruch schon, ich bin vom Angestellten zum Selbständigen geworden, aber das war für mich jetzt nicht dramatisch und gravierend, weil wie schon gesagt, ich bin, ja wie soll ich das jetzt sagen, ich bin nicht der Opfer-Typ, der sagt, ach, warum immer ich? Warum immer ich? Ich gucke eben nach vorne und dann[...] neue Gegebenheiten, neue Chancen, so sehe ich das eben.

Und auch Heike betont auf Nachfrage eher die positiven Seiten des Systemwechsels:

Naja, ich sag mal, wenn die Mauer jetzt nicht gefallen wäre, und wir wären immer noch in der DDR, dann würde ich jetzt wahrscheinlich immer noch im Halbleiterwerk arbeiten. Aber durch diese Wende hast Du dann ja noch mehr Möglichkeiten gehabt. Musst natürlich auch Glück haben. Klar. Die Möglichkeiten sind einfach größer.

Ihre eigenen Schwierigkeiten, eine stabile und verlässliche Erwerbstätigkeit zu finden, brachte sie nicht mit dem Umbruch in Verbindung. Als Grund hierfür gibt sie eher ihre lieblose Kindheit und die da-

raus resultierende Depression an. Zwar nannte sie mir negative Entwicklungen in der Region, und doch scheint sie diese Erkenntnisse nicht zu erregen – oder zumindest nicht mehr. Auf meine Frage, ob sie wütend darüber ist, entgegnete sie kurz und knapp:

Nee, weil jeder muss ja für sich selber gucken.

Beim Lesen der Interviews scheint es offensichtlich, dass die individuellen Erfahrungen in der DDR stark mit den individuellen Erfahrungen der Umbruchzeit zusammenhängen. Alle drei Erwerbsbiographien wirken mit dem Wissen, das ich habe und mit der Brille, durch die ich schaue, „rund“ und plausibel. Es überrascht mich nicht, dass Annelie, die Älteste meiner Interviewpartner:innen, die sich jahrzehntlang im Betriebsrat und als Stadtverordnete politisch für die Arbeiter:innen und Anwohner:innen eingesetzt hat, die Veränderungen und teilweise auch den Verfall Frankfurts schwerer verkraftet als Heike. Und es klingt weiterhin nachvollziehbar, dass Frank, der schon in der DDR auf Selbstverwirklichung aus war, laut seiner eigenen Erzählung so gar keine „Anpassungsschwierigkeiten“ hatte. Natürlich muss man bedenken, dass das Zurückschauen auch immer geprägt ist von medialen Diskursen, von Fremd- und



Schichtwechsel im VEB Halbleiterwerk.

Eigenzuschreibungen und dass sich die eigenen Erzählungen mit der Zeit auch umschreiben, neue Akzente gesetzt und teilweise ganze Passagen gelöscht werden. Doch sind Lebensgeschichten wirklich so einfach zu erklären?

„Was bleibt?“

... fragt der Flyer für ein Ehemaligentreffen, organisiert von der Bürgerbühne des Kleist Forums. Das Ehemaligentreffen ist Teil einer Auseinandersetzung des Theaters mit der Geschichte des Halbleiterwerkes, seiner Menschen und deren unterschiedliche Wege nach der Abwicklung. Gestartet ist das Projekt im Herbst 2017 mit dem Stück „Halbleiterwerk – Kinder machen Neues!“, in dem acht ehemalige Halbleiterwerker:innen zusammen mit dem Regisseur Hannes Langer ihre Gedanken auf die Bühne brachten. Nicht nur bei den Vorführungen, sondern vor allem in den vielen Arbeitstreffen und Proben wurde ein Raum geschaffen, in dem die „Spezialist:innen des Alltags“, wie Hannes Langer sie nennt, sich individuell und im Kollektiv erinnern konnten, sollten und durften.

Ihre Geschichten können genauso wie die Erinnerungen meiner Interviewpartner:innen systematisiert und eingeordnet werden. Sie können in unterschiedliche Kategorien eingeteilt werden, bezogen auf Alter, Geschlecht und Bildung. Damit können beispielsweise verschiedene Arten der Arbeitslosigkeitserfahrungen herauskristallisiert und verschiedene Typen entwickelt werden. Drängte Frank die Arbeitslosigkeit in den frühen 90ern zu einem erwerbsbiographischen Neuanfang, war für Annelie die Arbeitslosigkeitserfahrung sicher eher eine Blockade (Vogel 1996). Die Forschung hat unter anderem den ängstlichen und anpassungsfähigen „ostdeutschen Arbeitsspartaner“ (Behr 2017) definiert, die Ostdeutschen Anfang der 2000er als innovative Avantgarde konstruiert (siehe vor allem Engler 2002) und später durch die Entlarvung des neoliberalen Subtextes dieses Diskurses wieder dekonstruiert (Buck/Hönke 2013). Das ist spannend, oftmals erkenntnisreich und generell auch hilfreich, solange man sich der zwangsläufigen „Identitätspolitik“ bewusst wird, die mit den Zuschreibungen einhergehen und sich der Kategorie nähert, mit der „der Osten“ als „das Andere“ ständig in Bezug gesetzt wird: nämlich der „des Westens“. Es ist nicht

nur erforderlich, biographische Erinnerungen aus der DDR sowie die individuellen und kollektiven Umbruchserfahrungen (neu) zu erzählen, sondern auch, „allen Deutschen die Transformationsgeschichte als Teil ihrer eigenen Geschichte näher zu bringen“ (Ganzenmüller/Kuller 2019). Das ist vonnöten, mache ich doch außerhalb meiner „Ostdeutschlandforschungs-Bubble“ nach wie vor die Erfahrung, dass es immer noch tabuisiert ist, über „den Osten“ und die Folgen der abgeschlossenen Transformationsprozesse zu reden. Dabei ist es gerade wichtig, die widersprüchliche „Erinnerungslandschaft ‚Wendzeit‘“ (Bretschneider 2019) neu zu befragen, Erinnerungsbestände aufzudröseln und diese Prozesse aus aktuellen verschiedenen Perspektiven zu erforschen.



Das Tanzstudio des Frankfurter Halbleiterwerkes.

Verweise

1 Eine umfangreiche Geschichte des Halbleiterwerkes findet sich u. a. in: Schwarz, Anna/Valerius, Gabriele: „Wir Halbleiterwerker sind doch alle Bastler“ – Frankfurter Erwerbsbiographien im Umbruch (1960-2000), in: Kniefelkamp, Ulrich (Hg.): Frankfurt an der Oder 1253 - 2003, S. 263-279, Berlin 2003.; Berkner, Jörg: Halbleiter aus Frankfurt. Die Geschichte des Halbleiterwerkes Frankfurt (Oder) und der DDR-Halbleiterindustrie, Dessau 2005, Berkner, Jörg/Kreßner/Kugler, Horst/Trimbuch, Randolph: Von der Germaniumdiode zum Gigahertz-Schaltkreis und Solarmodul: Frankfurt (Oder) – 50 Jahre Standort für Innovation und Halbleitertechnologie. Festschrift 1958-2008, Frankfurt (Oder) 2008.

Literaturverzeichnis

Behr, Michael: Das Ende des ostdeutschen Arbeitsspartaners: Warum der Umbruch auf dem Arbeitsmarkt die Arbeitskultur verändern wird, in: Hasenohr, Anna/Kollmorgen, Raj/Schmalz, Stefan (Hg.): Demografischer Wandel und Arbeit in Ostdeutschland. 1st ed. 3/2017 of Berliner Debatte Initial 3/2017, Potsdam 2017, S. 29-42.

Berkner, Jörg: Halbleiter aus Frankfurt. Die Geschichte des Halbleiterwerkes Frankfurt (Oder) und der DDR-Halbleiterindustrie, Dessau 2005.

Berkner, Jörg/Kreßner/Kugler, Horst/Trimbuch, Randolph: Von der Germaniumdiode zum Gigahertz-Schaltkreis und Solarmodul: Frankfurt (Oder) – 50 Jahre Standort für Innovation und Halbleitertechnologie. Festschrift 1958-2008, Frankfurt (Oder) 2008.

Bretschneider, Uta: Individuelle Umbruchserfahrungen und Transformationsgeschichte(n), in: Zeitgeschichte Online, März 2019, URL: zeitgeschichte-online.de/themen/individuelle-umbruchserfahrungen-und-transformationsgeschichten, letzter Aufruf: 09.11.2019.

Buck, Elena/Hönke, Jana: Pioniere der Prekarität – Ostdeutsche als Avantgarde des neuen Arbeitsmarktregimes, in: Pates, Rebecca/Schochow, Maximilian (Hg.): Der „Ossi“: Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, Wiesbaden 2013, S. 23–54.

Engler, Wolfgang: Die Ostdeutschen als Avantgarde, Berlin 2002.

Ganzenmüller, Jörg/Kuller, Juliane: Wie vermittelt man eine Transformationsgeschichte Ostdeutschlands?, in: Zeitgeschichte Online, März 2019, URL: zeitgeschichte-online.de/themen/wie-vermittelt-man-eine-transformationsgeschichte-ostdeutschlands, letzter Aufruf: 09.11.2019.

Hans, Torsten/Kollmorgen, Raj: Der verlorene Osten: Mass mediale Diskurse über Ostdeutschland und die deutsche Einheit, in: Diemel, Hans-Liudger/Koch, Frank Thomas/Kollmorgen, Raj (Hg.): Diskurse der deutschen Einheit: Kritik und Alternativen, Wiesbaden 2011, S. 107-165.

Schwarz, Anna/Valerius, Gabriele: „Wir Halbleiterwerker sind doch alle Bastler“ – Frankfurter Erwerbsbiographien im Umbruch (1960-2000), in: Kniefelkamp, Ulrich (Hrsg.): Frankfurt an der Oder 1253 - 2003, Berlin 2003, S. 263-279. Vogel, Berthold: Arbeitslosigkeitserfahrungen im ostdeutschen Transformationsprozess, in: SOFI-Mitteilungen Nr. 24 (1996), Göttingen 1996, S. 29-33.



Vom Hörsaal in die Praxis

Ein Gespräch mit Krzysztof Wojciechowski über die deutsch-polnische Doppelstadt

Fragen von Josefine Jahn und Linda Pickny

Wer die deutsch-polnischen Beziehungen verstehen will und wie sie in Frankfurt und Słubice gelebt werden, aller Konflikte und Missverständnisse zum Trotz, kommt an ihm nicht vorbei. Er hat die ersten Schritte der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder begleitet und 1995 das Collegium Polonicum (CP) in Słubice aufgebaut. Seitdem ist er auch für die Leitung zuständig. Dabei handelt es sich um ein gemeinsames Forschungs- und Lehrinstitut der Europa-Universität Viadrina und der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań. Dr. Krzysztof Wojciechowski, geboren 1956 in Warschau, ist ausgebildeter Philosoph und Ethiker. Mit uns traf er sich, um über seine Arbeit zu sprechen, die geprägt ist von den unterschiedlichen deutsch-polnischen Verhaltensweisen. Aber es geht um viel mehr: Welche Entwicklung haben Stadtgesellschaft und Universität in Frankfurt und Słubice seit Beginn der 1990er Jahre genommen? Und was könnte das für andere Regionen bedeuten?

Ost Journal: Sie haben in Warschau gelebt. Wie kam es, dass Sie nach Słubice gekommen sind?

Krzysztof Wojciechowski: Ich hatte eine Ostberlinerin kennengelernt. Wir sind ein Paar geworden und 23 Jahre zusammen gewesen. Ich lernte ihre Familie kennen. Sie zog nach Warschau. Wir lebten dort bis zur Wende. Danach hatte sie sich entschlossen, in die Bundesrepublik zurückzukehren und ich hatte riesiges Glück, hier im Gründungsbüro der Universität Arbeit zu bekommen.

Du hast bereits Deutsch gesprochen. Aber Bürokratendeutsch war sicherlich eine andere Nummer.

Mein erstes Schreiben war eine Zuarbeit für den SPD-Oberbürgermeister Wolfgang Denda (Oberbürgermeister in Frankfurt nach der Wende von 1990 bis 1992, Anm. d. Red.). Dieses Schreiben kam mit einem Vermerk mit grüner Tinte zurück: „*Richtiges Deutsch, bitte!!!*“ Drei Ausrufezeichen. Selbst meine guten Lehrer und damals 15 Jahre Partnerschaft mit einer Deutschen haben nicht ausgereicht, um Amtsdeutsch zu beherrschen. Dann kam die zweite Etappe, eine viel schwierigere Sprache zu erlernen, nämlich Amtsdeutsch. Heute gelingt mir das einigermaßen.

Es klingt jedenfalls so.

Wie kamen Sie zum Collegium Polonicum?

Infolge von Zufällen. Ich wohnte damals in Berlin und jemand sagte mir, da wird in Potsdam eine deutsch-polnische Universität gegründet. Ich habe im Ministerium in Potsdam angerufen. Die sagten: „*Ja, es entsteht eine Universität. Nicht deutsch-polnisch, sondern europäisch und nicht in Potsdam, sondern in Frankfurt (Oder). Wenn Sie mehr wissen wollen, rufen Sie diese Telefonnummer an.*“

Das war die Telefonnummer von Dr. Jürgen Grünberg, dem Gründungsbeauftragten der Viadrina. Nachdem ich an den Gründungsarbeiten teilgenommen und nach ein paar Monaten eine große Konferenz und eine Schriftenreihe organisiert hatte, wurde ich in das Team des Kanzlers aufgenommen. Meine Aufgabe war, das akademische Auslandsamt aufzubauen. Parallel erfuhr ich vom Collegium Polonicum. Ich habe mich beim ersten Direktor Hans Weiler gemeldet, dass ich das Ganze gerne organisieren würde. Im Oktober 1994 bekam ich meine Ernennung. Seitdem beschäftige ich mich mit verschiedenen Gründungsarbeiten und mit der Leitung der Einrichtung.

Sie sind sehr erfahren, was die deutsch-polnischen Beziehungen auf privater wie auch auf beruflicher Ebene angeht. Wie haben Sie die Zusammenarbeit im Aufbau der Viadrina und des CP bis heute erlebt?

Haben wir 100 Stunden Zeit? Ganz flapsig gesagt, ich habe einen Schock nach dem anderen erlebt. Das hat schon im privaten Leben begonnen. Als ich meine Freundin und dann ihre Eltern besuchte, fragte ich mich oft, wie ticken diese Menschen? Das kann doch nicht sein, ein Mensch verhält sich anders. Das, was ich für allgemein menschlich betrachtet hatte, erwies sich plötzlich als polnisch, nicht allgemein menschlich. Selbst die elementarsten Sachen wie zum Beispiel die Reaktion auf Schmerz.

Können Sie das schildern?

Wenn eine Polin oder ein Pole mit Schmerz konfrontiert ist, dann ist die erste Sache, zu einem anderen Menschen zu rennen und diesen Schmerz zu teilen. Geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Beispiel Zahnschmerzen: „*Oh Liebling, au au aua...*“ Der Partner oder die Partnerin sagt, „*Oh zeig' mal, zeig' doch mal, oohh.*“ Da wird gemeinsam gelitten. Für mich war das ein Schock, als meine Freundin lediglich sagte: „*Dann geh morgen zum Zahnarzt! Hier die Adresse, Telefonnummer, bitteschön.*“ Ich: „*Aber der Zahn tut weh.*“ Sie: „*Ich habe dir doch die Adresse gegeben. Hier sind Schmerzmittel.*“ Das bedeutete nicht, dass sie keine Empathie hatte. Es reicht, wenn eine Person leidet. Man muss praktisch etwas entgegenen. Man muss den Schmerz reduzieren. Wozu ihn also noch verdoppeln?

Welche Missverständnisse gab es im Beruf?

Ein Beispiel ist das Selbstwertgefühl. Es funktioniert wie die Flüssigkeit in kommunizierenden Röhren: Wenn Sie sich aufwerten, dann fühle ich mich abgewertet. Wenn ich mich aufwerte, dann fühlen Sie sich abgewertet. Aber wenn ich Sie aufwerte, dann wollen Sie das erwidern und werten mich auf. Wenn der Pegel des Selbstwertgefühls ungefähr gleich ist, dann

sind wir kooperativ. Aber wenn ich mich durch etwas, selbst eine Kleinigkeit, abgewertet fühle, dann werde ich böse. Dieses Spiel um das Selbstwertgefühl wurde hier zum Problem Nummer eins. Nicht Vorschriften, Gesetze, Regeln. Nicht mal kulturelle Standards, sondern solche simplen Sachen. Wenn Menschen in einer gewohnten Umgebung agieren, hinterfragen sie bestimmte Sachen nicht. Wie verstehe ich den Raum? Was ist mein Raum? Was ist dein Raum? Was ist dein Gebiet, mein Gebiet? Hier ist alles mein Gebiet! Und wenn ich ins Ausland gehe, ist das fremdes Gebiet. Ich verhalte mich anders, ändere sofort Verhaltensweisen und habe keinen Anspruch darauf, die dortigen Regeln zu verändern oder meinen Bedürfnissen anzupassen. Das Collegium Polonicum ist auf polnischem Territorium. Es gab sozusagen kein neutrales Gebiet. In den ersten zehn Jahren haben die Wissenschaftler der Viadrina dieses Territorium nicht als eigenes wahrgenommen. Sie wollten sich nicht auf dieses Territorium begeben. Wenn sie sich hierher begeben haben, verhielten sie sich, als würden sie Afrika betreten. Ich wurde zum Beispiel immer gebeten, die Kollegen von der Viadrina an der Brücke abzuholen. Fast bis ins Jahr 2000. Wenn jemand von der Viadrina kam, hat er mich angerufen und gefragt: „Könntest Du mich bitte am Brückenkopf abholen?“ Für diese paar Hundert Meter! Diese Welt war fremd.

Also über die Grenze haben sie es geschafft und dann?

Sie sind jung. Zugegeben, es war nicht so wie heute. Damals war die Brücke ein Schlachtfeld mit einem sogenannten Affenkäfig. Das war ein zivilisatorischer Sprung. Frankfurt war schon an westeuropäische Standards angeglichen. Die polnische Seite war quasi der Wilde Westen mit Kriminellen, Zigarettenschmugglern, Autodieben, Prostituierten und so weiter. Das war auch auf den ersten Blick zu sehen. Ich als Warschauer fuhr nach Frankfurt, damals im Februar 1991, habe Gespräche im Rathaus gehabt und ging dann über die Brücke nach Słubice. Da war ich auch schockiert von dem, was ich da gesehen habe. Dieses verwahrloste Städtchen. Später tat ich alles, um die Professoren der Viadrina zu überreden, sie möchten hier irgendeine Vorlesung halten, irgendein Seminar ansiedeln. Ich hatte dieses schöne Gebäude

und es war halb leer. Die Professoren aus Posen reagierten umgekehrt. Ich werde nie einen Posener Prorektor vergessen. Er kam ins Collegium Polonicum und schaute sich ein bisschen um. Nach einer halben Stunde kam er zurück. Die Türen waren geöffnet und ich sehe ihn schon den Korridor entlang laufen. Er hatte ein ganz verändertes Gesicht, geballte Fäuste. „Herr Wojciechowski, was machen diese vielen Deutschen hier? Überall deutsche Namen an den Schildern. Sie lassen das Collegium Polonicum vereinnahmen.“ Ich sagte: „Moment, das ist doch eine gemeinsame Einrichtung. Wir sollen in diese Richtung hinarbeiten.“ „Herr Wojciechowski, das gefällt uns nicht, das ist höchst problematisch.“ Erst nach Jahren hat sich das gelegt. Das heißt, momentan halten das die Deutschen auch für ihre Betriebseinheit und die Polen halten es für absolut normal, dass die Deutschen sich hier wie zu Hause fühlen.

Wann hat diese Normalisierung eingesetzt, wenn man das so bezeichnen darf?

Nach sechs, sieben Jahren. Beim Selbstwertgefühl hat es noch länger gedauert. Die deutschen Kolleginnen und Kollegen hatten die Vorstellung, wie soll ich sagen, dass ihre Vorschläge besser seien als die Vorschläge der polnischen Seite. Das kennen Sie aus der Problematik „Ossi-Wessi“. Arrogante Wessis. Wütende, gedemütigte Ossis. Das war hier auch so, nur etwas mehr verkleidet, weil es doch weltläufige Wissenschaftler waren plus natürlich so eine Courtoisie des Aufbaus einer beispiellosen grenzüberschreitenden Einrichtung. Aber der Mechanismus war derselbe.

Hinzu kamen sicherlich die Lohnunterschiede zwischen Deutschen und Polen. Oder doch gleicher Lohn für gleiche Arbeit?

Das ist ein großes Problem. Die Polen hatten gewisse Minderwertigkeitskomplexe wegen der finanziellen Möglichkeiten. Der deutsche Lohn ist dreieinhalb Mal höher als der polnische Lohn. Wenn da zwei Rektoren sitzen und beide sagen, dass sie jeweils drei Stellen geschaffen haben, ist das schon eine problematische Situation. Beide wissen, dass die deutschen drei



Grenzübergang 1996.

Stellen für alle begehrenswert sind. Die drei polnischen Stellen sind nicht mal für alle Polen attraktiv. Mit diesem Selbstwertgefühl von Anfang an dauerte es 15 Jahre. Das Selbstwertgefühl ist die ausschlaggebende Ebene. Wenn das nicht gelingt, bekommt man gewaltige Probleme. Das sehen wir jetzt in der Welt. Die ganze Welle des Populismus. Das sind Menschen, die aus verschiedenen Gründen ein geminderteres Selbstwertgefühl haben.

Sie sprechen von denjenigen, die gestaltet haben, mitgegründet haben. Wie sehen Sie das unter den Studierenden? Haben Sie dort einen anderen Umgang miteinander beobachtet mit weniger Vorbehalten?

Das war dasselbe und noch stärker. Die Europa-Universität ist auf der grünen Wiese gegründet worden. Praktisch war das eine westdeutsche Universität ohne ostdeutsche Tradition. Die Professoren brachten eine gewisse Atmosphäre, die alle Studenten aufgegriffen haben, auch die ostdeutschen. Diese Atmosphäre sagt zum Beispiel, dass die Zeit des Studierens, sagen wir, der Sandkasten vor dem Erwachsenensein ist. Das heißt, man muss sich sozial und politisch engagieren, Muskeln spielen lassen, so wie

im Erwachsenenleben. Rhetorik, Persönlichkeit verkaufen, netzwerken. Für die Polen war die Universität eine Verlängerung der Schulzeit. Die Themen an der Universität sind zwar ambitioniert, schwieriger, aber der Zweck ist derselbe. Man muss viel lernen, das eingepackte Wissen wiedergeben und sich dem Professor wie einem Lehrer präsentieren. Die deutschen Studenten merkten, dass sie mit großen Schülern zu tun hatten, die sich politisch und sozial nicht engagieren wollen. Die Deutschen machen eine Kundgebung, Solidarität mit Peru oder Ruanda oder sagen: „Wir streiken für ein besseres Hochschulgesetz des Landes Brandenburg.“ Die Polen sagen: „Ich habe da eine Hausarbeit zu schreiben, da komme ich nicht mit.“ In den deutschen Augen eine Schande. Natürlich auch die Sprache. In den Seminaren haben die deutschen Studenten eine große Schnauze, diskutieren, stellen infrage, was der Professor sagt. Aber als der Professor fragt: „Ok, haben Sie den Text gelesen, den ich empfohlen habe?“, sagt der deutsche Student: „Äh, nee, aber eigentlich... aber ich weiß, was da drin steht.“ Ein Pole sitzt still, sagt nichts. Der Professor fragt ihn: „Haben Sie den Text gelesen?“ „Aber sicher. Das, was Sie ansprechen, steht auf der dritten Seite unten.“

Wie sind Sie damit umgegangen? Immerhin arbeiten deutsche und polnische Studierende an gemeinsamen Seminarprojekten.

Beispiel Zeitempfinden: Jetzt schreibe ich immer Tabellen. Was meint ein Pole, wenn er sagt, wir haben noch viel Zeit? Drei bis vier Monate. Wenn ein Deutscher meint, wir haben noch viel Zeit, dann sind es neun bis zwölf Monate. Oder wenn ein Pole sagt: „Ich beeile mich, ich liefere Dir das schnell.“ Dann sind das zwei Monate. Beim Deutschen sind das zwei Tage. Das bedeutet überhaupt nicht, dass man nicht kooperieren kann. Wenn man das weiß, muss man sich wappnen und der Effekt ist doch ganz ansehnlich.

Sie haben das auch verglichen mit Ost- und Westdeutschland, dass es ein Gefälle gibt.

Verhältnisse West-Ost, Stadt-Dorf, alt-jung, gebildet-ungebildet. Das sind Klassiker, die sich überall wiederholen. Leute mit geringem Selbstwertgefühl schlagen zurück, indem sie politische Vertreter wählen, die versuchen, das Establishment abzuwerten. Dann heißt es „Lügenpresse“, „faule Eliten“, weil das Selbstwertgefühl wie in diesen kommunizierenden Röhren funktioniert. Das heißt, wenn ich das des Gegenübers herunterdrücke, steigt es bei mir automatisch.

Man könnte doch vermuten, nach der Wende waren die Frankfurter die Gebeutelten und hätten sich eher mit der polnischen Nachbarstadt zusammengetan als beispielsweise mit Berlin, also eher mit dem noch Östlicheren als mit dem Westen.

Das ist logisch, was Sie sagen, aber praktisch funktioniert das unterbewusst ganz anders. Jetzt ist Frankfurt eine andere Stadt verglichen mit den restlichen ostdeutschen Städten. Eine sympathische, nach Polen und nach Westen und auch für Flüchtlinge offene Stadt. Das sieht man. Slubice ist ein äußerst europäisches Städtchen, trotz der schrecklichen

Vergangenheit. Die regierende Partei hat hier nur fünf Prozent Wähleranteil. In anderen ostpolnischen Städtchen dieser Art sind es 70 bis 80 Prozent. Eigentlich könnte man Leute aus der ganzen Welt herholen und sagen: „Beobachtet!“ Das, was hier in den letzten 30 Jahren passiert ist, ist ein klassisches Beispiel der Folgen globaler Prozesse und ein positives Beispiel von Nachbarschaft in der Europäischen Union. Das ist fast ein Wunder. Zwei fremde Organismen, die sich nicht mochten. Auch ein Beispiel dafür, was eine Universität bewirken kann, weil an der Spitze vieler dieser Prozesse die Viadrina mit dem Collegium Polonicum steht.

Das CP und die Viadrina sind so etwas wie das Herz. Man kann sich die Frage stellen: Wie hätte die Entwicklung in der Grenzregion ausgesehen, wie hätte sich die „Doppelstadt“ entwickelt, ohne Viadrina und CP?

Schwer zu sagen. Ich denke, längst nicht so gut.

Was hat sich in den letzten 30 Jahren noch verändert? Deutsche und polnische Studierende sind teilweise verheiratet, haben Kinder zusammen. Gehen Deutsche immer noch alleine demonstrieren?

Der Bruch war um das Jahr 2004. Dieses Bild aus den ersten zehn Jahren, als die studentischen Organisationen nur von den Deutschen beherrscht wurden, wurde plötzlich total relativiert. Die polnischen Studierenden machen jetzt sieben oder acht Prozent der ganzen Studentenschaft aus, aber wenn ich zum Festival *Unithea* gehe ...

Oder Art an der Grenze...

Ja, da sehe ich überall Polen. Oder Halbpolen, das weiß man heute nicht mehr so genau. Jetzt treten auf die Bühne nicht mehr die Polen aus dem Landesinneren, sondern die Kinder der Migranten aus den



frühen 90er Jahren, die in Deutschland aufgewachsen sind. Sie haben eine doppelte Seele. Sie kommen hier her, weil sie sich irgendwie zu Polen hingezogen fühlen. Die klare Konfrontation zwischen Deutschen und Polen, das ist schon nicht mehr. Das Bild wird diffus. Schief gelaufen ist aber die Geschichte der Wohnheime in Slubice. Man dachte, das wird der Moment der Integration. Die Preise waren um die Hälfte niedriger. Man dachte, die deutschen und die internationalen Studenten werden dort massenhaft wohnen. Die Deutschen haben sich aber nicht heimisch gefühlt. Die anderen kulturellen Standards störten sie. Sie wurden nicht aufgewertet, weil man nicht verstanden hat, dass man mit Ausländern anders umgehen muss. Es war auch der private Bereich betroffen, denn zu Beginn hat man Männer und Frauen getrennt untergebracht. Ganz zu Beginn sogar in anderen Teilen der Stadt. Dann zwar auf einem Campus, aber in separaten Gebäuden. Die deutschen Studenten haben den polnischen Prorektor gefragt, warum das so ist, dass die Mädels in einem anderen Haus wohnen als die Jungs. Er sagte: „Das ist die polnische Kultur und die Deutschen sollen das tolerieren.“ Das machte einen schlechten Eindruck auf die Deutschen.

Welche Herausforderung sehen Sie heute für die Doppelstadt? Was ist zu tun, um an der Vision weiterzuarbeiten?

Früher war die Vision die Grenzenlosigkeit, auf die wir hingearbeitet haben. Jetzt haben wir ein ganz anderes Problem. Im Grunde hat die ganze westliche Zivilisation jetzt den Punkt erreicht, an der sie nicht weiter expandieren kann. Damit ändert sich alles. Die Auffassung der Politik, der Wirtschaft.

Bisherige Ziele, sich den Bauch vollschlagen, Haus bauen, Auto kaufen und dann möglichst oft in den Urlaub fliegen, sind überholt. Wofür leben wir? Was ist im Leben wichtig? Ist Familie wichtig? Sind Vergnügen oder Freiheit wichtig? Ist Konsum wichtig? Oder das Schöpfen des Selbstwertgefühls aus anderen Quellen? Und dieser kleine Fleck hat völlig unbewusst Erfahrungen gesammelt, die universell sind. Erstens: dass eine kleine polnische Stadt mit einer größeren Stadt eines viel reicheren Staates zusammenarbeiten kann. Und, dass diese Zusammenarbeit erfolgreich ist. Wir haben hier Erfahrungen gesammelt. Wir müssen sie thematisieren, durchdenken und den Leuten woanders sagen. Dann sollten wir uns wappnen gegen die Winde, die starken Winde des Populismus. Das ist noch nicht passé. Der heilende, befreiende Schlag für das Collegium Polonicum war, zu begreifen, dass man nicht nur deutsch-polnisch denken soll, sondern, dass man sich eben nach oben und nach unten orientieren soll. Es ist viel besser, irgendwo in Europa eingebaut zu sein, selbst wenn die Brüsseler sagen, wie viele Dorsche in Schottland gefangen werden sollen. Wir sind der globalen Realität 20 Jahre voraus. Das sollten wir weitermachen. Wir sollten unseren lokalen Stolz entwickeln und um jeden Preis das, was schon erreicht wurde, beibehalten.

Hard to Break

Welche Brüche, Verwerfungen und auch Freiräume sind seit 1989 beiderseits der Oder entstanden? Christina Rabe erkundet für uns fotografisch die Doppelstadt an der Oder. Der urbane Wandel wird sichtbar gemacht und gängige (überholte?) Klischees reflektiert.









Du bist verrückt mein Kind, du musst raus aus Berlin

von Rosa Zylka



Drei junge Menschen ziehen gemeinsam von Berlin nach Frankfurt (Oder). Nach dem Zauber des Neubeginns zeigt die Stadt ihr wirkliches Gesicht. Zwischenstand: viel Ambivalenz

Abends, wenn es dämmt, und ich aus dem Fenster blicke, sehe ich in der Ferne einen Turm, der all die anderen, näher gelegenen Gebäude und die Tramschienen überragt. Ab und zu fährt eine Tram oder ein Auto an meinem Fenster vorbei, aber das kommt nicht häufig vor und stört mich nicht. Auch die jugendlichen Cliques, die sich manchmal unten an der Straße versammeln, um zu rauchen, Musik zu hören und Zeit totzuschlagen, stören mich nicht. Abends, wenn es dämmt, dann wird von einem Menschen, der in einem dunklen Kämmerlein sitzt und noch schnell eine Butterstulle verschlungen hat, ein Schalter umgelegt. Dann leuchten die LED-Buchstaben in blau und weiß. Das sind die Momente, in denen die Stadt friedlich wirkt. Der Oderturm. Wie ein Bewacher steht er da. Ein Bewacher, der nicht so ganz weiß, warum ihm die Aufgabe des Bewachens erteilt wurde. Er steht einfach da, ein bisschen unbeholpen, einsam, kahl und deplatziert, mitten in Frankfurt (Oder). Aber trotzdem steht er an genau der richtigen Stelle. Es ist ein merkwürdiges, chaotisches Ensemble von Altbauten und möglichst schnell und effektiv hingeklatschten Plattenbauten. Es ist so unstimmig, dass es schon wieder stimmig ist.

Zum ersten Mal habe ich mir Frankfurt im Januar 2018 angesehen, als der Plan bestand, an der Viadrina ein weiterführendes Studium im Sommersemester 2018 anzufangen. Damals war es arschkalt und nass. Nach einem Beratungstermin an der Uni lief ich nach Stübice. Ich weiß nicht genau, wieso ich es so cool fand, einfach über die Grenze laufen zu können, aber das Bild von der Oder, den kahlen Bäumen an ihrem Ufer und der verloren aussehenden Möwe, die auf einem Geländer saß, löste in mir ein angenehmes Gefühl aus. Angefangen hier zu studieren habe ich dann erst ein halbes Jahr später. Dass ich hier tatsächlich eineinhalb Jahre später wohnen würde, das hätte ich damals nicht gedacht. Im Frühling und Sommer kann man hier eigentlich

immer Angler sehen. Während das Oder-Ufer auf der polnischen Seite für einen Angler sehr attraktiv aussieht, ist es in der Frankfurter Innenstadt ganz anders. Hier wurde fleißig mit jeder Menge Beton alles zugemauert. An eben eine dieser Mauern, die Ufermauer an der Frankfurter Promenade, sind diverse Graffitis gemalt worden. Manche sind aufwendige, bunte Bilder, manche eher spontane Statements. Antifa. Anarchie. Nazis stoppen. „Wer Deutschland nicht liebt, hat Deutschland verstanden!“, wurde mit schwarzen, dickeren Buchstaben überschrieben. Jetzt steht da: „Wer Deutschland nicht liebt, soll Deutschland verlassen!“ Die zwei S im Wort „verlassen“ erinnern stark an die Siegerrunen von Himmels Schutzstaffel. Joa, gut, also ist es hier irgendwie auch wie sonst überall. Wo es Nazis gibt, da gibt es auch Linke. Zum Schluss, als kleine Pointe des Streits auf Wänden, lese ich: „Irgendwann sterben wir alle.“ Schon habe ich die Stadt in mein Herz geschlossen.

„Ready for Take-Off?! Die Berliner Hipster kommen!“

Als ich mich eines Mittags mit Stefan Kunath, dem Gründer des Ost Journals, treffe und mit ihm darüber spreche, worüber ich einen Artikel schreiben könnte, da bekommt er vor allem bei einem Thema große Ohren, nämlich, dass ich eine WG in Frankfurt gegründet habe und wir alle drei Berliner:innen sind. Lucas, 23, ist in Prenzlauer Berg geboren und aufgewachsen. Patrizia, 26, wurde in Würselen (NRW) geboren¹. Ihre Mutter kam aus Weißrussland nach Deutschland. Die Familie zog mit Beginn von Patrizias Schulzeit nach Berlin-Steglitz, in Lankwitz ist sie zur Schule gegangen. Die dritte im Bunde bin ich, Rosa, 25, geboren in Wilmsdorf und in Schöneberg und Steglitz aufgewachsen und zur Schule gegangen. Stefan fragte mich, wieso zum Henker drei Berliner:innen auf die Idee kommen würden, nach Frankfurt (Oder) zu ziehen. Er selbst ist hier geboren und aufgewachsen. Der vorläufige Titel, den er diesem Artikel gab, lautete: „Ready for Take Off?! Die Berliner Hipster kommen!“ Gut, wenn man mal ehrlich ist, dann sind wir das von außen betrachtet wohl. Wir haben einen Haken in unserer Wohnung in die Wand geschlagen, an dem ein Fahrrad aufgehängt werden kann und ein auf der

Straße gefundenes Sofa in die Küche gestellt. Ich koche gern Hirse und Tofu. Es fehlt nur noch ein vergilbtes und zerfleddertes Exemplar von „Das Kapital“ von Marx, das immer zufällig dann neben dem Klo liegt, wenn eine WG-Party gefeiert wird und in welchem dann auch ganz zufällig im letzten Drittel ein Lesezeichen steckt. Dann könnten wir als eine Bilderbuch-Hipster-WG durchgehen. Drei Studierende, die in Frankfurt mit Sonnenbrillen, Bomberjacken, Sneakers, Second-Hand-Klamotten rumrennen. In Berlin, der anonymen Großstadt, die sich nicht für ihre Bewohner:innen interessiert, sondern einen einfach da sein lässt, fällt man meistens nicht auf. Berlin, unsere Heimatstadt, wo Wohnen leider immer teurer wird, wo Clubs und Kneipen schließen, wo mittlerweile selbst nach Steglitz junge Menschen hinziehen. Natürlich hat es auch schöne Seiten, dass Berlin sich verändert. Aber vieles war mir unsympathisch geworden. Auch wenn ich ungern wie der junge, selbstbezogene und melancholische Protagonist in dem Film „Oh Boy“ klingen will, der sich ohne jeglichen Plan und Sicherheit in seinem Leben die gute alte Zeit zurückwünscht, in der es statt drei verschiedenen, aus fernen Ländern importierten Kaffeesorten, aus denen dann eine Tasse Kaffee á drei Euro gekocht wird, eben nur'n Pott Kaffee gab: Hier in Frankfurt gibt es keine Cafés, in denen Croissants für zwei oder „Detox-Smoothies“ für fünf Euro verkauft werden. Nein, hier wurde eine Freundin von mir von dem Betreiber eines der wenigen Cafés in Frankfurt mit einem Blick geohrfeigt, als sie im Sommer einen „Iced Americano“ bestellte. Es folgte ein genervtes und flapsiges: „Ihr seid aus der Großstadt, wa?“ Das war mir so sympathisch, dass ich ihn am liebsten umarmt hätte. Vielleicht zog es mich deshalb nach Frankfurt. Hier leben bodenständige Menschen, die es in Berlin natürlich genauso gibt, aber an Berliner Unis und in Berliner Szeneclubs geht die Bodenständigkeit verloren und das ging mir mehr und mehr auf die Nerven. Vor allem aber ging es mir auf die Nerven, dass man das teilweise an sich selbst beobachten konnte. Mich beeindruckte außerdem René Wilke, der Oberbürgermeister der Stadt. Ein junger Oberbürgermeister der Linkspartei, der viele Pläne für Frankfurt hat. Cool. Die Vorurteile, die mir in Form von Reaktionen innerhalb der Familie und innerhalb meines Freundeskreises auf die Idee, dort zu wohnen, entgegenschlugen („Ich bin da

mal mit dem Auto durchgefahren, ist echt mega hässlich“, „Da gehen doch nur Leute hin, die sonst an keiner Uni angenommen wurden“, „Geil, billige Kippen“, „HAHA, OSTEN“, „Ach so, du meinst nicht das große Frankfurt?“, „Naja, die Osis sind ziemlich neidisch auf den Westen und die sind faul“) gaben dann den ausschlaggebenden Impuls: Ich will Frankfurterin werden. Allein wäre ich jedoch nicht nach Frankfurt gezogen, weshalb ich anfang über die Gründung einer WG zu fantasieren.

Das Entstehen der WG

Mein Mitbewohner Lucas erzählt mir, dass er eher zufällig an der Viadrina gelandet sei. Nachdem er von allen Unis in Berlin eine Absage erhalten hatte, entschied er sich dafür, sich an der Viadrina für BWL einzuschreiben, um nicht noch ein weiteres Jahr „nichts zu machen“. Während des ersten Semesters wohnte er noch in Prenzlauer Berg und pendelte jeden Tag nach Frankfurt und wieder zurück. Durch das Pendeln hatte er weder die Möglichkeit, in Berlin seinen Hobbys nachzugehen, weil er zu müde zu Hause ankam, noch in Frankfurt neue Leute besser kennenzulernen, da er nach den Vorlesungen und Seminaren direkt die Stadt verlassen musste. Eines Nachmittags traf er in der Mensa meine Mitbewohnerin Patrizia wieder. Sie kannten sich von einem Promotionjob in Berlin. Patrizia und ich waren zu diesem Zeitpunkt schon gut befreundet. Wir kannten uns über einen gemeinsamen Freund, der mich in Berlin im Januar 2018 mit zu einer Party von Patrizia am Kottbusser Tor genommen hatte und sahen uns dann in einem Seminar an der Uni wieder. An dem Tag, an dem wir zu dritt in der Mensa saßen, sahen wir uns auch zufällig am selben Tag abends in der Bibliothek wieder. Lucas erzählt weiter: „Die beiden Mädels fragten mich, ob ich Lust hätte mit ihnen zu einer Party im Frosch-Club zu gehen. Und ich dachte mir: Na jut, geh ich mal mit. Dann waren wir essen im Fratelli, kauften Bier bei einem Dönerladen in der Karl-Marx-Straße und gingen beschwipst zur Party. So waren wir den ganzen Abend zusammen und da kam irgendwann der Gedanke auf, dass wir eine WG gründen und eine günstige und schöne Wohnung in Frankfurt suchen könnten. Das war schlicht und ergreifend – im wahrsten Sinne des Wortes – eine Schnapsidee. Am nächsten Tag sahen wir uns alle

verkatert in der Mensa wieder und besprachen den Verlauf des Abends und der Nacht. Ich fragte, ob es ernst gemeint sei, dass wir zusammenziehen wollen und die Mädels waren sich sicher, dass sie das machen wollen. So kam es zustande, dass ich bei einer Hausverwaltung angerufen habe.“

Von schönen Erlebnissen

Le Frosch ist ein zweistöckiger Club mit relativ großer Tanzfläche und Sofas, in dem neben vom Fachschaftsrat organisierten Jahrzehntepartys, bei denen betrunkene Gäste große Entscheidungen treffen, auch mal eine politische Veranstaltung stattfindet. Ebenfalls in der Ziegelstraße hat kürzlich die Kulturmanufaktur in den Gerstenberger Höfen eröffnet. Auf diesem Gelände wurde im Jahr 1895 die Möbelfabrik Mantz & Gerstenberger von Moritz Gerstenberger gegründet. Ein großer Teil der alten 4-geschossigen roten Klinkergebäude ist bis heute erhalten. In der Kulturmanufaktur sollen Lesungen, Konzerte, Filmabende und Tanzkurse stattfinden und es können Räume für private Zwecke gemietet werden. Eine Freundin und Kommilitonin von mir hat in dem Gebäude – als es noch das „Moderne Theater Oderland“ war – feministische Workshops angeboten. Auch in der Kulturmanufaktur sollen weiterhin Workshops von „Vulva im Dialog“ stattfinden. Es ist eines von diversen Projekten des Vereins Doppelstadtkultur e. V., welcher sich zum Ziel gesetzt hat, die Menschen in Frankfurt und Slubice für Kultur zu begeistern. Vor allem will er ermutigen, eigene Ideen zu entwickeln und einzubringen. „Hip-Hop gleich Vielfalt“ war ein weiteres dieser Projekte, bei welchem an drei Tagen jeweils drei Workshops angeboten wurden: Rap, Graffiti und Breakdance. Es gibt einen Jugendclub und ein Mehrgenerationenhaus, wo verschiedene Kurse und Workshops gegeben werden und es gibt eine Volkshochschule. Es gibt mehrere Theater (z. B. das Kleist Forum und das Theater des Lachens). Ein breites kulturelles Angebot gibt es hier auf jeden Fall, wenn man genauer hinguckt.

Wenn man nachts unterwegs sein will, dann sieht es schon dürrtiger aus. Es gibt keinen Späti, die einzig wirklich nette Bar ist die WG-Bar. Die größten Diskotheken in Frankfurt gehören den Unternehmern und

Gastronomen Daniel und Wilfried Grabow: das Kamea, das Bellevue und das Bananas. Das Kamea befindet sich in einem ehemaligen Fabrikgebäude und hier findet meistens die „Semester Opening Party“ statt und sonst Partys mit Namen wie: „Sturmfreie Bude – Konfettialarm“. Im Kamea waren wir drei noch nicht. Dafür waren wir im Stuck, einem gemeinnützigen Verein und „grenzübergreifenden studentischen Freiraum“. Hier hat Patrizia im Rahmen der Aktionswoche „Liebe, Sex, Respekt“ mit zwei anderen DJs des No-Shade-Kollektivs² auf der Queer*-Party „Mehr ist Mehr“ aufgelegt. Sie erzählt: „Als das Stuck No Shade angefragt hat, ob wir dort auflegen wollen, war ich freudig überrascht und wusste nicht, was uns erwartet. Diese Veranstaltung wurde damals kaum beworben, zumindest habe ich keine Plakate oder so in der Stadt hängen sehen. Der Abend war superschön, es kamen einige Leute vorbei und sie tanzten. Bestimmt sind viele von ihnen auch an der Uni. Ob Leute aus Slubice dabei waren, weiß ich nicht. Ich schätze, es waren insgesamt circa 50 bis 80 Leute da.“

Patrizias Eindruck teile ich. Sowohl auf der Party als auch bei den Workshops, an denen ich teilgenommen habe, waren hauptsächlich Studierende und das lässt sich wertfrei feststellen. Ich habe das Gefühl, dass die Uni mit ihren Studierenden und der Rest Frankfurts nebeneinander existieren, es aber wenige Orte der Begegnung und des Austauschs gibt. Beim Rap-Workshop von „Hip-Hop gleich Vielfalt“ war das anders. Geleitet wurde er von drei Rappern aus Frankfurt, die sich sehr darüber gefreut haben, diesen Workshop geben zu dürfen und es meiner Meinung nach auch wirklich gut gemacht haben. So wie es überall Kategorisierungen gibt, gibt es diese auch im Rap: Ich habe gelernt, dass es Backpack-Rap, Cloud-Rap, Zecken-Rap, Conscious-Rap, Street-Rap und Studenten-Rap gibt. Das haben sich nicht die drei Workshop-Leiter ausgedacht, sondern das kann man im Internet finden. Als ich fragte, was Studenten-Rap sei, da erklärten sie mir es so: Studenten bleiben meistens unter sich und deshalb rappen sie eben nur über Studententhemen.

Bücher-Ameisen

Obwohl es natürlich immer Ausnahmen gibt, wie zum Beispiel diesen Workshop, trifft diese Beobachtung oft zu, so auch in Frankfurt. Während des Semesters strömen jeden Morgen Hunderte von Studierenden wie eine Kolonie Ameisen am Frankfurter Bahnhof aus den Regionalzügen in die Uni. Sie besuchen die Vorlesungen, im Sommer setzen sie sich auf die Insel Ziegenwerder ans Wasser, gehen in die Mensa und in die Bibliothek und abends verlassen sie wieder in Strömen die Stadt. Die Studierenden, die hier wohnen, fahren am Wochenende nach Berlin, um Freunde zu treffen, arbeiten und feiern zu gehen. Diejenigen, die hier wirklich ihren Lebensmittelpunkt haben, sich kulturell oder politisch engagieren oder auch beides gleichzeitig, sind in der Minderheit. Obwohl ich mich also im ersten Moment angegriffen fühlte, als ich von den gebürtigen Frankfurter Rappern in die Studenten-Schublade gesteckt wurde, konnte ich es nachvollziehen. Schließlich regen sich gebürtige Berliner:innen auch ständig darüber auf, dass Schwaben und Münchner die Gentrifizierung ihres Kiezes vorantreiben und mit einer gewissen Arroganz das Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität und die Universität der Künste besiedeln. Ich kenne viele Berliner:innen, die halb ironisch, halb ernst gemeint ein Anrecht auf einen Studienplatz oder eine Wohnung einfordern, wenn man in Berlin aufgewachsen ist. Wieso sollten sich die Frankfurter:innen nicht genauso fühlen dürfen? Wahrscheinlich ist es den Anwohner:innen sehr wohl bewusst, wie über Frankfurt (und vielleicht Ostdeutschland) gesprochen wird. Dass im massenmedialen Diskurs entweder vor allem neutral oder negativ über Ostdeutschland berichtet wird, zeigt zum Beispiel eine Diskursanalyse von Raj Kollmorgen.³ Ob es nun ostdeutsche Passivität ist, eine angebliche oder tatsächliche Verherrlichung der DDR, schlechtere Bildung, Probleme mit Rechtsextremismus oder die bereits oben aufgeführten Vorurteile: Der Ostdeutsche ist vor allem eins – anders. Wenn mir diese Kritik und Bewertung aus Distanz als Ostdeutsche:r im Allgemeinen und im Speziellen als gebürtige:r Frankfurter:in entgegenschlagen würde und ich jeden Tag Studierende in die Stadt strömen sehen würde, von denen ich denke, dass sie vielleicht genau diese Meinung vertreten, dann

würde ich vielleicht auch Ablehnung oder zumindest Desinteresse zeigen. Vielleicht habe ich mich angegriffen gefühlt, weil er einen Nerv getroffen hat. Ein bisschen unwohl ist mir schon dabei, diesen Artikel aus der Perspektive dreier Berliner:innen zu schreiben. Vielleicht kommt es tatsächlich großkotzig rüber, wie eine (Amateur-)Sozialwissenschaftlerin Frankfurt zu sezieren und mir Dinge herzuleiten. Aber es ist jetzt schließlich der Ort, an dem wir leben und wir nehmen ihn wahr.

Gemischte Gefühle

Ich wollte mir die Chance nicht entgehen lassen, am 1. September 2019 zur Brandenburger Landtagswahl zu gehen. Als ich am Wahlsonntag in Frankfurt ankam, war ich noch emotional von einem Projekt in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück (Fürstenberg an der Havel) geprägt. In diesem reden Jugendliche aus vielen verschiedenen Ländern, Künstler:innen und drei Holocaust-Überlebende gemeinsam über Geschichte, um eine Performance daraus zu entwickeln. An diesem Sonntag fühlte ich mich nicht wohl in Frankfurt. In der Leipziger Straße haben meine Mitbewohnerin und ich schon einmal eine Gruppe von Menschen Landser-Lieder schmettern hören. Ein weiterer Mann torkelte kurze Zeit später über die ansonsten menschenleere Straße und skandierte „Berlin bleibt deutsch“. Einem Bekannten von uns, der mit seiner Familie aus Syrien nach Deutschland gekommen ist, schlugen hier schon häufig rassistische Beleidigungen entgegen. Vor dem Gebäude, in dem eine Podiumsdiskussion an der Uni zum Thema „Wie ‚anders‘ ist der Osten? Über ostdeutsche Identität(en) und rechte Wahlergebnisse“ stattfinden sollte, versammelten sich einige AfD-Mitglieder und Sympathisanten. Die Veranstaltung mit dem gebürtigen Frankfurter und Journalist Christian Bangel, Prof. Dr. Raj Kollmorgen (Hochschule Görlitz) und Dr. Susann Worschech (Europa-Universität Viadrina) musste wegen der kurzfristigen Erkrankung eines Referenten abgesagt und verschoben werden. Ein glücklicher Zufall? In meiner Nachbarschaft wurden Plakate von der Linken und der SPD abgerissen, während die AfD-Plakate sauber und unbeschädigt sind. Auch die AfD-Plakate in unserer Nachbarschaft, die vor der Europa-Wahl aufgehängt waren und mich förmlich

anbrüllten („Geht’s noch Brüssel?“) blieben alle hängen. Ich frage mich, wo die Menschen sind, die sich davon angesprochen fühlen, die Straßen hier sind meistens leer. Es ist ein komisches Gefühl, durch menschenleere Straßen zu laufen, aber doch diese Bilder und Worte von Ablehnung und Wut zu sehen. Diese Beobachtungen und die ersten Hochrechnungen verleiteten mich dazu, mein „Fuck Nazis“-Shirt anzuziehen und durch Frankfurt zu spazieren. Die AfD hat einen Doppelsieg eingefahren und jeden Blick, den ich ernte, interpretiere ich sofort als negative Reaktion auf das antifaschistische Statement auf meiner Brust. Auf einmal ist es mir unangenehm im Wartezimmer meiner Allgemeinärztin zu sitzen und nur schlecht gelaunt aussehende Rentner:innen um mich zu haben. Man kann das Ergebnis nicht pauschal auf die Älteren schieben. Vielleicht spüren manche von ihnen ein Leben lang Verletzungen, weil ihre Kinder nach der Wende zum Studieren oder Arbeiten in den Westen gegangen sind. Vielleicht wird es ihnen jedes Mal, wenn sie einem gestressten Studierenden bei Netto oder Kaufland begegnen, wieder vor Augen geführt und versetzt ihnen einen Stich. Man kann es auch nicht pauschal damit erklären, dass sich die älteren Men-

schen abgehängt und abgewertet fühlen. Auch viele jüngere Menschen wählen die AfD. Entscheidungen haben immer mehrere Ursachen, auch die Entscheidung, rechts zu wählen. Ich möchte auf keinen Fall irgendetwas rechtfertigen, aber seitdem ich an der Uni viel über die Transformation in Ostdeutschland, über den Strukturwandel, Konstrukte von Stereotypen und Vorurteilen sowie Identitäten gelernt habe und auch einige Geschichten von einem Freund kenne, der Wahlkampfgespräche geführt hat, kann ich es mir zumindest teilweise emotional erklären. Dieser Fingerzeig auf „den blauen Osten“ und den „verletzten Ossi“ hat mich schon genervt, bevor ich hergezogen bin, in Berlin hat die AfD schließlich ein nicht minder besorgniserregendes Ergebnis von 14 Prozent erreicht. Außerdem habe ich in Frankfurt hauptsächlich offene und warmherzige Menschen kennengelernt. Ob es nun die Kulturschaffenden, die Studierenden oder aber einfach kurze Alltagsbegegnungen beim Einkaufen waren.

Trotzdem fühlen meine Mitbewohnerin und ich mich manchmal unwohl. An Wochenenden und nach 19 Uhr ist auf den Straßen wenig los. Man geht vielleicht noch ins Sportstudio und in den Supermarkt. Wir



wohnen südlich vom Bahnhof, hier wirkt es abends und nachts wie eine Geisterstadt, viele Wohnhäuser stehen leer, die Scheiben sind zerschlagen. An einer Tankstelle treffen sich abends Jugendgruppen mit ihren gepimpten VWs. Als ich mit meiner Schwester, die zu Besuch war, an ihnen vorbeilief, schrien sie uns irgendwas hinterher. Diese Situation hatte einen anderen Charakter als die Aggressivität, die einem in Berlin andauernd entgegenschlagen kann. Hier gibt es nur die Gang an der Tankstelle und uns, sonst niemanden. Wenn ich zum Einkaufen gehe, dann bin ich oft ganz allein auf dem Gehweg. Ich fühle mich dann paradoxerweise stärker beobachtet als auf überfüllten Straßen in Berlin. Hier fällt alles Neue sofort auf. Wenn ich dann an solchen Tagen wieder auf den Oderturm blicke, dann wirkt die Stadt gar nicht mehr so friedlich und freundlich und dann fange ich an, mir über all das den Kopf zu zerbrechen. In Neuberesinchen wurden nach der Wende viele Gebäude abgerissen. Die Plattensiedlung am Schluchtweg/ Clara-Zetkin-Ring, in die wir kurz nach unserem Umzug bei einem Erkundungsspaziergang gelangt sind, erinnert Patrizia an Weißrussland. Als wir auf dem Spielplatz auf der Wippe saßen, überkamen uns fast

schon romantische Gefühle. Neben diesen kleinen Erlebnissen, die einen überraschen, kann es jedoch mitunter sehr langweilig, zäh und frustrierend sein. Wir haben bisher nur im Frühling und Sommer in Frankfurt gewohnt, wer weiß, wie es uns im Winter ergehen wird.

Patrizia

Patrizia erzählt mir, dass sie sich wünschen würde, dass mehr Kiez-Feeling aufkommt. Sie spürt keine Verbindung zwischen den Menschen in Frankfurt. Sie fragt sich, was all die Menschen nach der Arbeit machen. Für sie fühlt es sich so an, als würden die Einwohner:innen Frankfurts sich gegenseitig seltsam und verdächtig finden. Andererseits hat sie auch nette alltägliche Begegnungen im Supermarkt und in der Nachbarschaft gehabt. Dass Frankfurt eine Doppelstadt sein soll, findet Patrizia lächerlich. Sie fragt sich, wie man zwei nebeneinanderliegende Gebiete sinnvoll miteinander verknüpfen soll, wenn die Einwohner:innen kein besonderes Interesse an Austausch haben. Ihrer Meinung nach wird die Studentenschaft mit ihrem „Polen-Tourismus“

auch keinen besonderen Charme nach Słubice tragen. Mit „Polen-Tourismus“ ist das gemeint, was in Berlin im organisierten Stil angeboten wird: Dreimal täglich fährt ein Shuttle-Bus zu einem „Polenmarkt“ in Cedynia. Einen „Polenmarkt“ gibt es auch in Słubice. An den Ständen auf dem „Polenmarkt“ gibt es: Unterwäsche, Bier, Gardinen, Unkrautvernichtungsmittel, Würste, Radkappen, Blumentöpfe, Brautkleider, Gartenzwerge, Kinderwagen, Schlagermusik, Schlagringe und Hausschuhe. Nach Słubice gehen die Studierenden nur für kleine Ausflüge, mit kulturellem Austausch hat das ihrer Meinung nach nicht viel zu tun. Patrizia verbringt die meiste Zeit im Kreativkontext in Berlin. An vielen Wochenenden legt sie in verschiedenen Städten Deutschlands, manchmal auch außer Landes auf. Auch für sie war das Pendeln sehr anstrengend. Sie genießt an Frankfurt, dass sie sich hier gut erholen kann. Berliner Berufsverkehr am Morgen und Abend, häufige Verspätungen, Schienenersatzverkehr mit Bussen, viele unfreiwillig mitgehörte Gespräche der Sitznachbarn in einem Viererabteil – all das war für sie kräftezehrend. Ohne die WG würde sie jedoch auch nicht hier wohnen. Lucas wünscht sich mehr Bars und Kneipen, in denen man eine ganze Nacht verbringen kann. Die Kneipen, die er in Frankfurt sieht, sehen für ihn düster und nicht einladend aus.

Alles Beschriebene ist natürlich subjektiv und oft nur ein Bauchgefühl, das wir haben. Man projiziert eigene Erfahrungen, Erinnerungen, Gedanken und Emotionen – bewusst oder unbewusst – schließlich immer auf Orte und Situationen, in denen man sich befindet. Wir genießen unser WG-Leben sehr, freuen uns studieren zu können und wissen, dass es Orte und Menschen in Frankfurt gibt, die einem ein gutes Gefühl geben und wo man seine Freizeit verbringen kann. Wie in jeder anderen Stadt findet man sich eben zurecht, ob Berlin oder Frankfurt, ob Westen oder Osten. Doch für uns drei ist auch klar, dass wir Frankfurt wieder verlassen werden, wenn das Studium abgeschlossen ist. Dafür vermissen wir Berlin und das Großstadtleben doch zu sehr.

Literatur

- 1 Meine Mitbewohnerin möchte anonym bleiben und bekam daher ihren Wunschnamen Patrizia zugeteilt.
- 2 "No Shade is a club night series & DJ training program for female & non-binary DJs based in Berlin. No Shade is an initiative in collaboration with Acud macht Neu funded by Musicboard Berlin." (www.noshade.eu/)
- 3 Kollmorgen, Raj; Hans, Torsten (2011): Der verlorene Osten. Massenmediale Diskurse über Ostdeutschland und die deutsche Einheit. In: Kollmorgen/Koch/Dienel (Hrsg.) (2011): Diskurse der deutschen Einheit. Kritik und Alternativen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 107-165.





Die Neuen in Stubice

Osteuropa-Multikulti an der Oder

von Peggy Lohse

In den polnischen Teil der Doppelstadt kommen immer mehr Arbeiter:innen aus Osteuropa. Sie suchen nicht nur gute Löhne, sondern auch bessere Zukunftsperspektiven, Sicherheit und Stabilität. Wer sind diese Menschen und was treibt sie um in der Fremde?

Auf den verwinkelten Straßen Stubices geht es international zu, gesprochen wird natürlich Polnisch, aber auch viel Deutsch, Russisch, Ukrainisch, Belorussisch, Bulgarisch. Denn Stubice ist eine kleine Stadt, in der die Wirtschaft boomt. Die 20.000 Einwohner:innen der Gemeinde leben vom Handel, vom Baugewerbe und von der Logistik. Das Industriegebiet, die nahe Sonderwirtschaftszone sowie die Nähe zu Deutschland sind attraktiv für Investoren, Unternehmer:innen und Arbeiternehmer:innen. Die Arbeitslosenquote ist mit etwa zwei Prozent deutlich niedriger als die landesweiten fünf Prozent. Es herrscht praktisch Vollbeschäftigung.

Höhere Löhne, attraktivere Arbeitsbedingungen sowie die EU-weite Freizügigkeit locken viele Polen zum Arbeiten nach Deutschland und weiter gen Westen. Die entstehenden Lücken, besonders im Bereich der niedrig qualifizierten Tätigkeiten, schließen Arbeitsmigrant:innen aus dem weiteren Osteuropa. 2016 und 2018 hat Polen die Einreisebestimmungen für Staatsbürger:innen aus Russland, der Ukraine, Belarus, Moldau, Armenien, Aserbaidschan und Georgien erleichtert. Sie können per Einladung sechs Monate im Jahr zum Arbeiten ins Land kommen und vor Ort dann weitere Papiere für eine langfristige, offizielle Festanstellung organisieren.

Laut der Studie „Einwanderung nach Polen im Kontext des vereinfachten Verfahrens zur Beschäftigung von Ausländern“ des Zentrums für Migrationsforschung in Warschau liegt der Anteil der Zugezogenen unter den Arbeitnehmer:innen hier in der Grenzregion bei 15 Prozent. Damit gehört Stubice zu den Städten Polens, in denen am häufigsten Migrant:innen beschäftigt sind. Im östlichen Teil des Landes beträgt ihr Anteil nur ein bis zwei Prozent.

Insgesamt sind polenweit laut der staatlichen Sozialversicherung ZUS knapp 600.000 ausländische Arbeitnehmer:innen sozialversicherungspflichtig beschäftigt. Davon kommen mehr als 90 Prozent aus der Ukraine, etwa vier Prozent aus Belarus und weitere aus Moldau, Russland, Armenien und Georgien. EU-Bürger:innen stellen nur einen äußerst geringen Teil dar. Inoffiziell, also mit der unklaren Schwarzarbeit, sollen seit dem Maidan, der Annexion der Krim und dem Beginn des Krieges in der Ostukraine 2014 bereits mehr als eine Million Menschen aus der Ukraine nach Polen gekommen sein. Für Stubice geht man von etwa 2000 aus. Gemeinsam mit Polen, Bulgaren und anderen Nationalitäten arbeiten sie meist auf den Basaren, in der Gastronomie, im Handel und auf dem Bau. Von einem Standardlohn von 100 Złoty (umgerechnet knapp 25 Euro) pro Tag auf dem Basar bis zu 5000 Złoty (1250 Euro) monatlich verdienen sie hier. Dabei bringen sie ganz unterschiedliche Vorgeschichten mit.

Warten auf das Kind, sparen für den Traum?

Anzhelika (21) ist eine aufgeweckte und aktive junge Frau. Der Spruch „Just Do Nothing“ auf ihrem Shirt will so gar nicht zu ihr passen. Tagsüber schäkert sie mit ihren Kund:innen, nachmittags trainiert sie im Fitnessstudio, fotografiert und filmt sich für ihren Instagram-Account, wo sie Schönheitstipps gibt und ihre selbst geschriebenen Gedichte veröffentlicht. Vor einem halben Jahr kam sie aus der Nähe von Luzk, im Gebiet Wolyn in der Westukraine, nach Stubice. Jetzt arbeitet sie auf dem Basar als Verkäuferin. Seitdem hat sie schon mehrere Stände betreut. Aktuell ist sie am Wurst-und-Käse-Stand mit ukrainischen Kolleginnen. Sie arbeitet wochentags von 8 bis 16 Uhr, an den Wochenendtagen auch länger. Mit dem Geld sei sie zufrieden, will dennoch keine Zahlen nennen.

Sie landete praktisch zufällig hier: „Eine Freundin hatte sich bereits bei einer Arbeitsvermittlerin für die Fahrt nach Stubice angemeldet und fragte mich, ob ich nicht mitfahren wolle. Ich war neugierig und wollte sowieso etwas in meinem Leben verändern und sagte zu. Ich wollte mir ein bis zwei Monate lang anschauen, wie es hier ist, und dann wieder zurückfahren, wenn es mir nicht gefallen sollte. Jetzt bin ich schon ein halbes Jahr hier und habe gerade eine Aufenthaltsgenehmigung beantragt. Mein Chef hat mir dabei geholfen, gesagt, wo ich welche Papiere abgeben muss. Jetzt warte ich auf die ‚Karta pobytu‘, die Bestätigung, dass ich langfristig hier bleiben und arbeiten darf.“

Zuhause in Luzk ging sie 2015 nach der Schule auf ein Polizei-College, wo sie auch ihren späteren Mann kennenlernte. Sie wollte gern in den Staatsdienst, aber auf der Polizei-Akademie ließ man sie zwei Jahre später wegen einer Hauterkrankung nicht zu. Nach der Hochzeit und der Geburt ihres Sohnes Matěj schlug sie sich mit einfacheren Arbeiten durch. Sie arbeitete in einem Handy-Laden, in einem Zoll-Café an der ukrainisch-polnischen Grenze und in der Öffentlichkeitsarbeit einer

Organisation für gesunden Lebensstil. Das Kind blieb schon damals oft bei der Oma. Die junge Ehe ging bald wieder auseinander. „Aber ich bereue nichts!“, sagt Anzhelika heute. „Mein Ex-Mann hat mir das größte und schönste Geschenk meines Lebens gemacht – meinen Sohn!“

Matjej ist mittlerweile zweieinhalb Jahre alt und lebt noch bei Anzhelikas Mutter in der Ukraine. „Als ich im Sommer zuhause war, habe ich für ihn einen Reisepass machen lassen und meiner Mutter eine Vollmacht ausgestellt, dass sie mit ihm das Land verlassen darf.“ Denn die beiden sollen im Dezember nachkommen. „Mein Ex-Mann wollte erst nicht zustimmen. Erst als ich ihn nach langer Zeit anrief, wir redeten eine Stunde lang, gab er sein Okay, unter der Bedingung, dass er seinen Sohn weiterhin ein- bis zweimal im Jahr sehen kann“, erzählt sie von der Aufregung rund um den geplanten Umzug. „Mein Ex-Mann ist Polizist in Kiew, muss darum immer in Bereitschaft dort sein und bekommt nur einmal im

Jahr einen Monat Urlaub. Den will er dann mit dem Kleinen verbringen.“ Ende Oktober zog Anzhelika aus ihrem Zimmerchen bei einer alleinstehenden Seniorin in eine eigene Mietwohnung, wo auch genug Platz für Sohn und Mutter sein wird. Außerdem hat sie Matjej schon in einer privaten Kita angemeldet. Und für ihre Mutter sucht sie auch schon nach einer kleinen Arbeit.

Für immer will Anzhelika nicht hier bleiben. Aber: „Hier gibt es einfach mehr Perspektiven, mehr Möglichkeiten als in der Ukraine. Ich muss Geld verdienen, weil ich für die Verwirklichung meines Traums sparen muss.“ Ihr Traum ist es, ein eigenes Gesundheitszentrum in ihrer Heimat aufzubauen, wo körperbewusste Klient:innen mit Ernährungs- und Trainingsplänen im Alltag unterstützt werden sollen. „Die Nachfrage ist da. Jetzt muss ich nur noch das Startkapital erarbeiten.“ Und sie zählt die Tage, bis ihre Liebsten bei ihr ankommen werden.



Dima, Links

Schuffen für Mutters Kühlschrank, pendeln für die Freiheit

Dima (25) stammt aus Jahotyn im Kreis Kiew und lebt seit zweieinhalb Jahren in einer Container-Siedlung in Nowy Lubusz bei Słubice. In einer Hütte zusammen mit sechs Personen. Jeweils zwei haben Betten in den Schlafzimmern, einer schläft auf dem Sofa im Gemeinschaftsraum. Eine reine Männer-WG. Mit mehreren Kästen Bier auf Vorrat und unzähligen Flaschen Rasierschaum im Badezimmer. Manchmal gibt es Anlässe zum Feiern: Zwei Mitbewohner kehren vom Heimaturlaub zurück und einer, der sonst viel arbeitet, hat einen freien Tag. Es ist ein milder Herbstabend, es gibt Salat, Steaks, Bier, Whiskey-Cola mit Eis und sowjetische und russische Evergreens von Zemlyane, Nautilus Pompilius und natürlich Kino. Vom Band und auf der mäßig gestimmten Gitarre.

Nach der Schule absolvierte Dima eine Ausbildung zum Koch. Dann studierte er vier Jahre an der Nationalen Universität für Kultur und Kunst in Kiew das Fach Business und Management. Das Studium beendete er mit einem Roten Diplom, das für Bestnoten und ausgezeichnete Leistungen verliehen wird. Doch einen Job fand er nicht. Also ging er nach Słubice, wo sein Vater bereits arbeitete. Nach kläglichen Versuchen auf dem Bau konnte Dima schnell in seinem Ausbildungsberuf eine Anstellung finden. Zuletzt hat er zuhause in Jahotyn in der Wohnung seiner Mutter, die Küche renovieren lassen und einen neuen Kühlschrank gekauft. „Der hat umgerechnet 600 Euro gekostet. Meine Mutter hatte Tränen in den Augen, weil ich so viel Geld dafür ausgebe“, erzählt er. Seine Mutter arbeitet als Krankenschwester und verdient umgerechnet etwa 200 Euro im Monat.

Eine eigene Familie hat Dima noch nicht. Er will erst mal Geld verdienen. Eine eigene Wohnung mieten oder kaufen will er vorerst auch nicht. „Die Vorzüge hier in der Siedlung überwiegen die Nachteile“, meint er. Er hat zwar einen weiten Arbeitsweg, elf Kilometer eine Strecke, und „im Sommer ist es höllisch heiß und im Winter klirrend kalt“, aber hier hat er Gemeinschaft, Freunde und Familie. „Und hier kann ich einfach rausgehen und grillen, bin an der frischen Luft. Es ist locker.“



Zhenya

Brennen für die Heimat, malochen in der Ferne

Zhenya (53) ist Dimas leiblicher Vater, lebte aber schon seit 17 Jahren nicht mehr bei seiner Ex-Frau und dem Sohn. Jetzt wohnen beide wieder zusammen – in einer Hütte in Nowy Lubusz bei Słubice. Sohn Dima ging nicht zum Militär, als im Osten der Krieg begann. Sein Vater Zhenya ging für ihn an die Front: als Söldner der ATO, der Anti-Terror-Organisation der Ukrainischen Nationalgarde. Er verließ das Militär nach zwei Jahren aus Altersgründen. „Wie soll ich noch eine 36-Kilogramm-Kluft tragen und dann auch noch fit und wendig aus einem Panzerwagen hüpfen? Ich als Rentner kann da nichts tun, wozu sollte ich noch da bleiben?“

Dima ist ihm offensichtlich dankbar dafür. Aber selbst will er nicht kämpfen: „Ich weiß doch gar nicht, wofür ich diesen Staat verteidigen soll. Ich bin da geboren, aufgewachsen, in meiner Familie. Aber der Staat hat doch nie etwas für mich getan. Warum sollte ich ihn denn jetzt verteidigen? Wofür?“

Vater Zhenya ist dafür in Gedanken noch oft an der Front und verfolgt die Lage auch jetzt, nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten Zelenskyi, weiter über das Internet. „Niemals kehrt man wirklich aus dem Krieg zurück, man kann nicht im Krieg gewesen sein und ihn hinter sich lassen“, sagt er melancholisch. Und wenn der Konflikt wieder richtig heiß würde, so sagt er, würde er sofort auch zu Fuß an die Front gehen, um wieder für die Ukraine zu kämpfen. Ein Kamerad hatte damals Urlaub in Stubice gemacht und eine reiche Deutsche kennengelernt, die sich am Stadtrand eine große Villa bauen ließ. Erst wollte Zhenya nicht nach Polen gehen. Er setzte auf seinen Cousin, der in Spanien eine Baufirma gegründet hatte. Der Cousin aber ist Russe. „Du hast als Scharfschütze auf Russen geschossen und ich soll dir noch Arbeit geben?!“, habe der Zhenya damals erwidert. Also kam Zhenya doch an die Oder.

Auf der ersten Baustelle bei der Reichen wurde er von einem Vorarbeiter um seinen Lohn gebracht. Der wurde dafür zwar gefeuert, zahlte Selenskyi und seine Kollegen aber dennoch nicht aus. Zhenya fand selbstständig neue Arbeit, meist in und um Stubice, mal in München. In Hamburg bauten sie für ein Ehepaar einen Kamin ins Haus ein. 8000 Euro verdienten sie zu zweit für den drei Monate dauernden Arbeitseinsatz. Dass sie oft schwarzarbeiten, scheint das Normalste der Welt zu sein. „So läuft es eben. Immerhin verdient man hier so viel, dass man den Familien daheim etwas bieten kann.“

Zhenyas neue Frau (47) hat vor elf Monaten ein Kind bekommen, beide sind zuhause in der Ukraine. „Ich habe von Anfang an gesagt, meine Frau soll nicht arbeiten müssen“, sagt er. „Ich komme aus dem Osten, da ist das so!“ Dafür fährt er zum Schaffen 1000 Kilometer durch Europa und bringt Frau und Kind alle drei bis vier Monate Geld und günstig eingekaufte Windeln und Kindersachen mit nach Hause. „Bei uns

sagt man: Wenn man ein Kind bekommt, hat man noch kein Kind. Wenn das zweite Kind kommt, dann hat man schon ein halbes Kind. Erst wenn man ein drittes Kind bekommt, dann hat man ein Kind. Ich habe jetzt drei Kinder: Sascha, Dima und das Kleine!“

Geld für die Wohnung, Perspektiven für die Tochter

Samira (32) ist vor zwei Jahren aus ihrer ost-belorussischen Heimatstadt Polazk nach Stubice gekommen. Ein Bekannter hatte ihr auf dem Basar einen Job besorgt. Mittlerweile arbeitet sie als Kellnerin in einem kleinen Imbiss. Sie kam gleich mit ihrer ganzen Familie nach Polen. Ihr Mann arbeitet als Mechaniker in einer Autowerkstatt und ihre 13-jährige Tochter besucht die 8. Klasse einer städtischen Schule.

„Hier gibt es viel mehr Möglichkeiten für uns und sie“, sagt Samira. „Wir wollten einfach nicht mehr an einem Ort sitzen, wollten gern weggehen. Aber nach Deutschland braucht man ein Visum, das bei uns sehr teuer ist“, sagt sie. Früher hat sie schon alle möglichen Jobs ausprobiert, hat eine wirtschaftliche Ausbildung gemacht, als Kassiererin und Nagelpflegerin gearbeitet. Dann wollte das Paar nach Tschechien, aber da kannten sie niemanden. „Hierher nach Polen zu kommen, war einfacher. Ein Bekannter hat die Einladung für uns gemacht.“ Also kamen sie an die Oder.

Es gefällt ihr hier gut. In dem Schnellrestaurant arbeitet sie täglich acht Stunden nach Vorschrift und verdient 2600 Złoty (625 Euro) im Monat. Ihr Mann bekommt ähnlich viel. „Ein Gehalt geben wir für die Wohnung aus. Das ist viel“, ergänzt sie. Umgerechnet etwa 500 Euro zahlen sie für ihre Mietwohnung in Stubice.



„Meine Kunden hier sind praktisch ausschließlich Deutsche“, lacht sie. „Ein paar Wörter rund um die Küche habe ich darum jetzt auch schon auf Deutsch gelernt. Sie sind gute Kunden, scherzen viel und sind höflich.“ Gleich ist ihre Mittagspause vorbei. „Wir ziehen gerne um“, lacht sie. „Wir träumen weiter davon, irgendwann nach Deutschland zu gehen.“

Musik zum Einkauf, lächeln für die Gesundheit

Vasil (72) ist Straßenmusiker und erfreut sich großer Beliebtheit an seinem Stammplatz am Haupteingang zum Großen Basar. Kund:innen aus Deutschland grüßen ihn, werfen Münzen in den Hut, fragen nach der Höhe der Parkgebühren und halten einen kleinen Plausch. Vor allem wünschen sie ihm alle viel Gesundheit. Vasil bedankt sich – auf Deutsch, Polnisch oder Russisch.

Vasil stammt aus Bulgarien. In seiner Heimatstadt Varna am Schwarzen Meer spielte er 30 Jahre lang in einem Restaurant Musik und verdiente gut. Bis „Gorbatschow alles kaputt gemacht“ habe, sagt er leicht verbittert. Nach dem Zerfall der Sowjetunion kam er bald nach Deutschland, spielte in Rostock, dann in der Berliner Friedrichstraße. Aber da habe es viel Ärger mit der Polizei gegeben. Jede Stunde musste er sich eine neue Stelle suchen.

„Seit fünf oder sechs Jahren“ ist Vasil schon in Stubice. Ganz genau weiß er das gar nicht mehr. Er lebt allein in der Stadt, seine Verwandten zuhause besucht er einmal im Jahr. „Hier ist es gut“, sagt er. „Die Menschen sind freundlich und der Basarchef lässt mich spielen“, lächelt er warmherzig. „Hauptsache, die Gesundheit macht weiterhin mit.“



Friedemann Klos: Freizeit und Erholung, 1981, Sandstein, Foto: Thomas Kläber

Die gezähmte Revolution

Eine Perspektive auf die Kunst im öffentlichen Raum in Frankfurt (Oder)

von Jeannette Brabenetz

Über 270 Kunstwerke sind Teil des öffentlichen Raums der Stadt Frankfurt (Oder). Sie bieten ein buntes und vielfältiges Spektrum in verschiedenen Techniken, Formen und Gattungen dar. Meist figurative Skulpturen, aber auch abstrakte Plastiken und baugebundene Kunst, Wandbilder aus Mosaik, Metall oder direkt mit Farbe aufgetragen und aus Beton gefertigte Formsteinmauern prägen heute markant und unverkennbar das Bild der postsozialistischen Stadt an der polnischen Grenze. Sie sind Teil der kulturellen Identität dieser Stadt, deren Zentrum nach dem Zweiten Weltkrieg stark gebeutelt, ausgebrannt und zerstört worden war. Der größte Teil der Werke stammt immer noch aus der Nachkriegszeit der 1950er bis 1990er Jahre und entstand somit im Zusammenhang

von sozialistischen Stadtaufbau, Stadtumbau und Stadtneubau. Doch was hat sich bis heute verändert? Welche Kunstwerke haben auf welche Weise den Systemwandel nach der politischen Wende und auch dem Wandel des öffentlichen Raums überstanden? Wie in anderen deutschen Städten begannen nach Kriegszerstörungen und Brandschätzungen die Wiederaufbauarbeiten. Im Osten jedoch galt der Fokus weniger der Restaurierung und Renovierung historischer Bausubstanz. Mit der Installation des neuen Staats- und Gesellschaftssystems Sozialismus wurde eine neue Form des Wohnens, Lebens und Arbeitens propagiert. Im großen Stil wurden Wohngebiete aus industriell gefertigten Plattenbauten erschlossen, weite Plätze und breite Straßen nach sowjetischem

Vorbild angelegt. In Frankfurt (Oder) wurde zudem der Bau des weithin sichtbaren 25-geschossigen Oderturms (1968-1976) als neues Wahrzeichen der Stadt in Konkurrenz zum imposanten Kirchenbau St. Marien realisiert. Er schließt die heute denkmalgeschützte Magistrale (1956) im Zentrum ab. Der öffentliche Raum der DDR war für Massenversammlungen und Massenauftritte konzipiert. Hier finden sich oft Kunstwerke, die das Potential haben, als Wandbild oder Skulptur den Raummaßen und ideologischen Ansprüchen gerecht zu werden und damit eine weitreichende Wirkung zu entwickeln. Die Neubauwohnungen, wie sie im Zentrum, der Großen Scharnstraße, Halbe Stadt, Hansaviertel oder in Neubereshinchen für bis zu 25.000 Menschen gebaut werden sollten, waren mit dem gebotenen Standard heiß begehrt und wurden schnell bezogen. Diese Neubautätigkeit war mit einem Prozent der Bausumme an die Beauftragung von Kunst im öffentlichen Raum gekoppelt. Bauaufgaben waren staatlich gefördert und gelenkt. Auch das Bild, welches die Kunstwerke abgeben, sollte dem ideologisch geprägten Diktat des Sozialistischen Realismus entsprechen. Und in der Tat, eine Vielzahl von den meist figurbetonten Bronze- oder Stein-Skulpturen in Frankfurt (Oder) entspricht diesem Typus der im Sozialismus idealglücklich lebenden Frauen, Müttern, spielenden Kindern oder dem im Dienst der sozialistischen Idee optimistisch zupackenden Arbeiter. Mit Bezeichnungen wie *Geborgenheit*, *Erholung und Freizeit*, *Liegender Junge* oder *Sitzendes Mädchen* zeugen sie von gefälliger Einfachheit und einer fast nostalgisch *begründete* Friedfertigkeit in einem harmonischen, intakt scheinendem Leben.

Doch bemerkenswert ist, dass daneben eine ganze Reihe von Künstler:innen den Vorgaben des Sozialistischen Realismus eben doch nicht nur oder ganz und gar nicht folgten, und dennoch einen Auftrag erhielten. Ihre Arbeiten kamen in den öffentlichen Raum, obwohl sie an die als formalistisch verpönte Moderne oder gar an Pop Art anknüpften. So der Fall beim heute nicht mehr existenten 1973 im Lichthof des Oderturms von Herdeggen Fehlhaber (*1935), Erika Stürmer-Alex (*1938) und Werner Voigt (*1928) gestalteten Wandbild. Auf einer Fläche von 120 Quadratmetern setzte das Kollektiv

gemeinschaftlich eine gemalte Hommage an „die Wechselwirkung zwischen Mensch-Natur und Wissenschaft“ im Oderturm um, der damals noch 274 Betten für die Mitarbeiter des größten Arbeitgebers der Stadt beherbergte, dem Halbleiterwerk. Ein fulminantes Bild, welches sich an den „Arbeiter als Kunstsachverständigen“ richtete, ist heute zerstört und das Halbleiterwerk geschlossen, welches bis zu 8.000 Mitarbeiter:innen beschäftigte. Der Oderturm wurde von 1992 bis 1994 saniert, um Geschäftsgebäude erweitert und dadurch wesentlich umgestaltet. Die Funktion des Oderturms als Herberge für Jugendliche und Arbeiter ist dem Konsumgenuss und das Kunstwerk den neuen Bedürfnissen und Raumnutzungen gewichen.

Wie geht man heute mit den Bedeutungsverlusten, dem Mit- und Nebeneinander von staatskonformer Kunst aus der DDR und den kritischen Positionen im öffentlichen Raum um? Lassen sich 30 Jahre nach der Friedlichen Revolution eine Erkenntnis und ein kritisches Verständnis davon gewinnen, worum es den Künstler:innen in ihrer Arbeit damals gegangen ist, wenn sich heute ihr Kontext, der Aufstellungsort oder gar das Kunstwerk selbst verändert haben? Was geschieht mit einer Arbeit, die für einen bestimmten öffentlichen Raum oder Platz geschaffen wurde, diese aber im Zuge von Rückbau oder Abriss der mit den Räumen verbundenen Gebäude abgetragen und in veränderter Form andernorts aufgestellt worden ist?

Große Scharnstraße

Ein einzigartiges Ensemble aus den letzten Jahren der DDR findet sich in der Verbindung von Bildender Kunst, Design und Architektur in der 400 Meter kurzen Großen Scharnstraße. Die alte mittelalterliche Handelsstraße wurde 1988 als Fußgängerpassage parallel zur verkehrslastigen Magistrale nun neu und im sozialistischen Verständnis in großzügiger Breite konzipiert. 18 Künstler:innen haben diesen mehrjährigen Prozess mitgestaltet. 180 Wohnungen in sechs Plattenbauten schufen eine Art Wohnsiedlung im Zentrum, welches zum i-Tüpfelchen des innerstädtischen Bauens in Frankfurt (Oder) werden sollte. Nahezu alle beteiligten Künstler:innen stammten aus der Region Berlin, Potsdam,



Harald K. Schulze: Boulevardpassanten, 1988, Acryl auf Aluminium, Foto: Roman Boichuk

Frankfurt (Oder) oder aus dem Oderbruch. Ein beachtliches Gesamtkunstwerk aus einer Malerei von Harald K. Schulze sowie verschiedenen frei stehenden und architekturgebundenen Plastiken, Raum- und mehreren Platzgestaltungen aus verschiedensten Materialien ist entstanden. Wenngleich dieses Gesamtkunstwerk derzeit im gefährdeten Zustand ist, die originale Verbindung aus Architektur und Kunst ist bis heute weitestgehend erhalten geblieben. Doch durch den Wegzug von Menschen und der Schließung vieler Geschäfte und gastronomischer Betriebe, hierzu zählte der ehemalige *Frankfurter Kranz*, die *Tagesbar Scharnstraße*, die Teestube *Vor den 3 Bergen* und der Eiskiosk, hat diese Straße ihre Funktion und Aufenthaltsqualität verloren, die sie einst besaß. Obzwar es kaum gestalterische oder inhaltliche Vorgaben seitens des sogenannte Baustabs Bildende Kunst und Denkmalpflege gab, gingen die Künstler:innen auf den städtebaulichen Kontext ein: Der Frankfurter Architekt, Stadtplaner und Künstler Michael Voll (*1948) reagierte mit zwei Betonformsteinfriesen auf die Bauformen der historischen und modernen Architektur und auf die technischen Formen der Mikroelektronikindustrie des ehemaligen Halbleiterwerks. Der Potsdamer Metallkünstler Christian

Roehl (1940-2013), der mit einer Reihe von weiteren Werken in Frankfurt (Oder) vertreten ist, erhielt den Auftrag, einen Trinkbrunnen zu gestalten, der „*klein und bescheiden*“² und mit der nahe gelegenen Gaststätte, dem nicht mehr existierenden *Frankfurter Kranz*, in Verbindung zu bringen ist. Doch statt der im Auftrag geforderten Höhe von 2,5 Meter ist der Brunnen bei Fertigstellung auf 4 Meter Gesamthöhe angewachsen. Statt für ein bescheidenes Maß hat sich Roehl für eine höhere Ausführung entschieden und es so geschafft, in formaler Korrespondenz mit der Friedenskirche am Ende und dem Rathausturm in die andere Blickrichtung aus dem klein gedachten Zusammenhang in einen größeren gesamtstädtischen und auch überzeitlich-geistigen einzutreten. Der Trinkbrunnen liegt am Eingang der Straße und markierte wie die aus Keramik gefertigte Sitzplatzgestaltung des Dresdners Gerhard Bondzin (1930-2014) am Ende eine einladende rahmende Eingangs- und Ausgangssituation. Heute ist der Brunnen versiegt, die Sitzplastik von Gerhard Bondzin verwaorlost. Der öffentliche Raum der Großen Scharnstraße braucht dringend eine neue Widmung. Das alljährliche Kunstschaffenden-Festival Art an der Grenze oder vereinzelt studentische Initiativen können nur punktuell

dafür sorgen, dass diese Straße und ihre Kunstwerke nicht vergessen oder gar zerstört werden. Die beiden städtischen Wohnungsunternehmen Wohnungswirtschaft (WOWI) und Wohnbau haben zwar den Entschluss zur Sanierung der Straße gefasst. Im Mai 2019 wurde mit der Sanierung des ersten Wohngebäudes begonnen. Die rückseitigen Hauseingänge sollen dabei zur Großen Scharnstraße verlegt werden, sodass man mittelfristig die Hoffnung haben darf, auf dieser Straße wieder mehr Menschen flanieren zu sehen. Was hingegen mit den Kunstwerken der Straße geschehen wird, bleibt abzuwarten.

Neuberesinchen

Am intensivsten waren und sind die sozial- und raumpolitischen Eingriffe seit der Wende in Neuberesinchen. Die Wohnkomplexe im größten Stadtviertel in Frankfurt (Oder) wurden mit Kunstwerken aller Couleur und Kunstgattungen bestückt. Die heute weitestgehend in Vergessenheit geratene Sabine Rachold (*1941 Jena, seit 1966 in Frankfurt (Oder), unbekannt verstorben) und die in Frankfurt (Oder) als „*bunter Vogel*“ bekannte Erika Stürmer-Alex (*1938 Wriezen) gehörten zu den wenigen Frauen, die mit Aufträgen für die Gestaltung des öffentlichen Raums bedacht wurden. Über vier Jahre hinweg erarbeiteten beide im Stil der Pop Art bis

1981 jeweils ein Wandfries an der Neuberesincher Turnhalle in der Konrad-Wachsmann-Straße zum Thema Sport und Orte der Bewegung. Stürmer-Alex die Vorderseite, Rachold die Rückseite. Weitere frei stehende Plastiken wurden von Erika Stürmer-Alex auf hohen Stelen weithin sichtbar als Hauszeichen vor die Plattenbauten platziert. Die farbigen Hingucker aus bemalten Polyesterol setzten einen wunderbaren Kontrast zur grauen Platte. Nach Rückbau und Abriss ist von ihnen nicht viel geblieben. Nur noch zwei Plastiken, der Turner, und die wegen ihres verlustig gegangenen originalen Aufstellorts umgewidmete und neu platzierte Eule finden sich von Stürmer-Alex im rückgebauten Neuberesinchen. Die aufgestellten Kunstwerke spiegelten ein gesellschaftlich plurales Miteinander von unterschiedlichen Menschen und sozialen Gruppen wider. Zu DDR-Zeiten war Neuberesinchen neben Zugezogenen unterschiedlichster Herkunft besonders von jungen Familien favorisiert; heute sind die Kinder aus dem öffentlichen Raum Neuberesinchen älteren Bewohner:innen, Geringverdiener:innen und Student:innen gewichen. Die sozialen Verwerfungen und lokalen Verschiebungen sind eklatant. Sie spiegeln sich auch im Umgang mit den Kunstwerken wider. Oder ist es Unkenntnis, vielleicht Verlegenheit im Umgang mit der in der DDR entstandenen Kunst, die hier zum Tragen kommt? Die beiden Metallplastiken von



Erika Stürmer-Alex (Rückseite Sabine Rachold): Sport, 1981



Christian Roehl: Frieden der Welt, 1986-1995, Edelstahl

Christian Roehl, *Frieden der Welt* (1986/1995) und *Revolution* (1986-1992), standen einmal anders da. Sie sind einst unter gänzlich anderen Vorzeichen entstanden, sollten symbolisch den Frieden und ein Lenin-Zitat veranschaulichen. Beide waren im Original anders konzipiert und aufgestellt: Die Plastik *Frieden der Welt* fußte auf einem abstrakten Sockel aus Metall, der Gefahr und Krieg symbolisierte. Ihren originalen Aufstellort inmitten eines Wohnkomplexes in Neuberesinchen verlassen, hat sie nicht nur ihre Plattform durch den Umzug an die Haltestelle Wintergarten verloren, sondern ebenso die „Welt“ im Namen ihres Titels. Kurz nach der Wende fand auch eine Umwidmung und Anpassung an die neuen politischen Verhältnisse bei der fünf Meter hohen Plastik *Revolution* statt. Der erste Entwurf trug eine verspannte Linse, mit einem Zitat von Lenin auf der einen und eines von Bertolt Brecht aus den Teppichwebern von Kujan-Bulak (1929) auf der anderen Seite. An mehreren ideologisch bedeutsamen Tagen war die Aufstellung der Skulptur geplant, am 40. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus³

und dem 35. Jahrestag der DDR, und gescheitert, weshalb Roehl den Tag der Novemberrevolution als neuen Termin vorschlug. Erst zwei Jahre später gelang die Installation. Aus dem verordneten Gerüst der ideologischen Vereinnahmung durch die DDR somit entflohen, hatte Roehl in einem Brief an den Oberbürgermeister Fritz Kraus zu bewirken gesucht, „dass die Plastik im September in einem ihrem Inhalt nach adäquaten Umfeld der Bevölkerung und der Stadt übergeben werden kann.“⁴ Die Plastik kam an der Leninallee (heute Birkenallee) zur Aufstellung. 1992 wurde eine neue Linse (auf der einen Seite blank, auf der anderen Seite mit der bloßen Aufzählung historischer Daten von Revolutionen) montiert, welche die ursprüngliche Gestaltung und den Inhalt stark veränderte: Dadurch ist das durch den Künstler fein angelegte dialektische Spiel der beiden Aussagen auf beiden Seiten verloren gegangen und eine revolutionäre Geste im Geist der kommenden Zeit gezähmt worden.

Urbane Kommentare

Die meisten der historischen Facetten dieser Kunstwerke sind heute unbekannt und werden nicht vermittelt, wenngleich sie für ihre Rezeption und ein kritisches Verständnis wichtig wären. Eine öffentliche Auseinandersetzung mit der Kunst im öffentlichen Raum sowie mit dem öffentlichen Raum an sich ist in Frankfurt (Oder) also dringend geboten. Die Kultureigenbetriebe der Stadt mit der für die Kunst im öffentlichen Raum verantwortlichen Mitarbeiterin Magdalena Scherer können sich mit ihrer finanziellen Ausstattung derzeit jedoch nur den Kernfragen wie der Bestandssicherung zuwenden. Ein Plan, wie zukünftig mit der Kunst im öffentlichen Raum in Frankfurt (Oder) umgegangen werden soll, wurde im Dezember 2019 von der Stadtverordnetenversammlung beschlossen. Teil dessen soll neben der Wiederaufstellung von Werken und einer wissenschaftlichen Aufarbeitung eine „Stärkung der identitätsstiftenden Funktion sowie Ausbau der Vermittlungsarbeit“ sein, so Scherer. „Eine Bestandserweiterung ist nicht geplant, da dafür leider keine finanziellen Mittel zur Verfügung stehen.“ Doch nicht allein die Stadtverwaltung, sondern auch andere Akteure mischen in



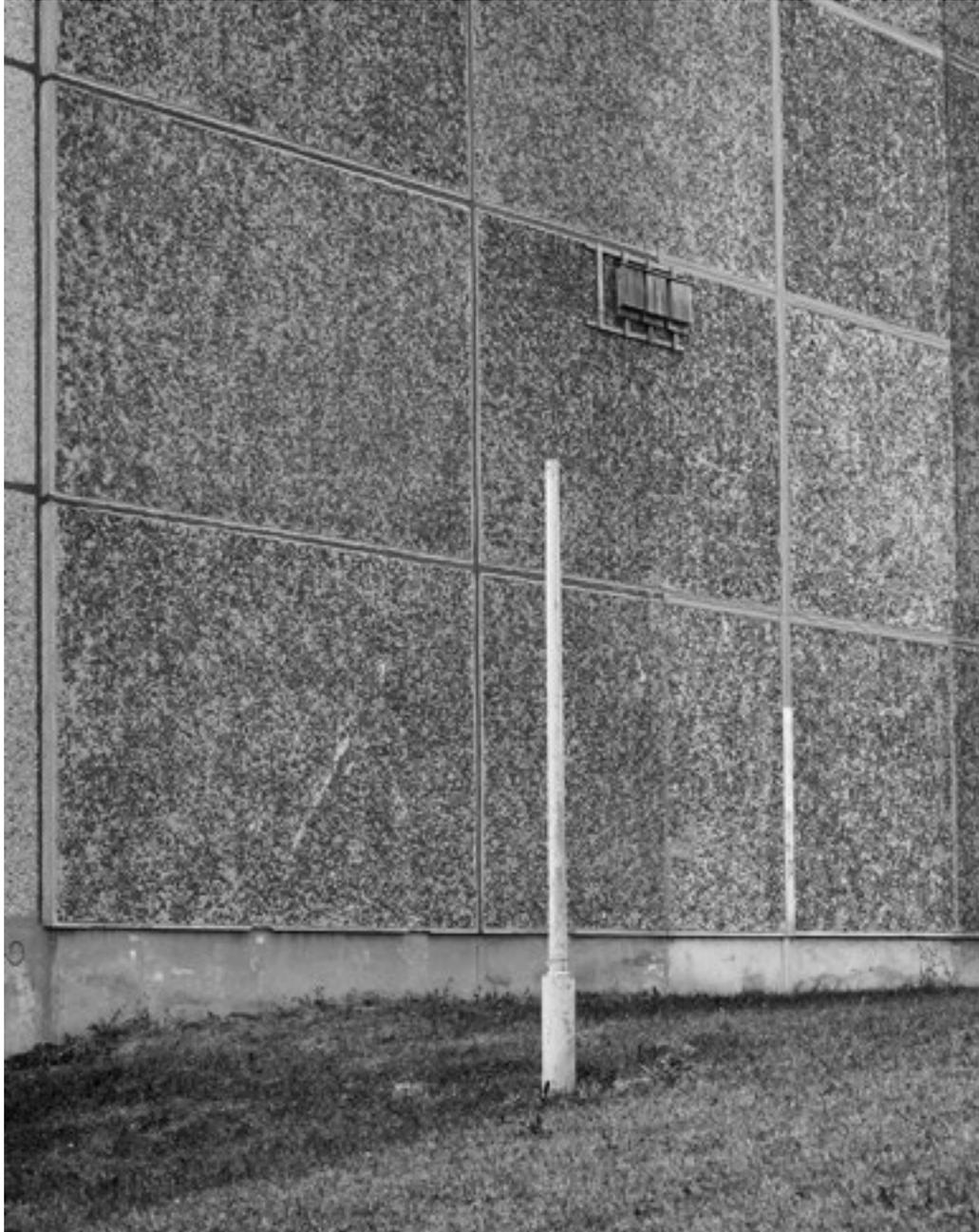
Christian Roehl, Revolution, 1986-1992, Edelstahl, Grauguss

der Debatte mit. Im August 2017 setzte eine erste Auseinandersetzung in Form einer Ausstellung und Diskussion von im Depot der Stadt eingelagerten Arbeiten an der Europa-Universität Viadrina ein. Am 6. Mai 2018 organisierte das Brandenburgische Landesmuseum für moderne Kunst zusammen mit den Akteuren des Festivals Art an der Grenze eine Stadtführung durch die Große Scharrnstraße. Bei der durch die Direktorin des Landesmuseums mit fast 80 Besucher:innen geführten Tour wie bei den Diskussionen mit sechs teilnehmenden Künstler:innen wurde deutlich, dass es einen großen Gesprächsbedarf um den Stellenwert, die Rolle und die soziale Funktion der Kunst im öffentlichen Raum gibt. 2019 hat das Brandenburgische Landesmuseum unter dem Titel *Urbane Kommentare: Raum-Politiken* die erste einer losen Folge von Ausstellungen eröffnet, in der sich fünf zeitgenössische Künstler:innen aus Berlin und Frankfurt (Oder) mit dem visuellen und materiellen Erbe der Kunst im öffentlichen Raum, den Brachen und Freiflächen der Stadt Frankfurt (Oder) beschäftigen und auf

Fragestellungen künstlerische Antworten formulierten. Veronike Hinsberg, Olf Kreisel (Sohn des Frankfurter Bildhauers Walter Kreisel), Elke Mohr, Ingeborg Lockemann und Inken Reinert verstanden den Frankfurter Stadtraum dabei als eine Art Laborsituation, in dem es viel Raum und Platz zum Nachdenken, Reflektieren, Experimentieren und auch humorvollem Kommentieren gibt. Vielleicht gelingt es zukünftig, solche offenen Formen des künstlerischen Ausagierens und Kommentierens verstärkt in die Debatten um die neuen Ansprüche und veränderten Situationen bei der Stadt- und Gesellschaftsentwicklung der Doppelstadt auf deutscher wie auf polnischer Seite einfließen zu lassen.

Literaturverzeichnis:

- 1 Vgl. Artikel aus dem Neuen Tag, 28. Juni 1973, Seite 8, Archiv EST | 2 Vgl. Auftrag vom 3. Oktober 1986, Nachlass Christian Roehl | 3 Vgl. Schreiben des Künstlers vom 6. | 4.85 an den Stab Bildkunst und Denkmalpflege, W. Klugmann, Nachlass Christian Roehl | 4 Vgl. Schreiben des Künstlers vom 9.6.86 an den Oberbürgermeister Fritz Krause, Nachlass Christian Roehl



Fragment Osten

Interview mit dem Fotokünstler Eric Meier

Fragen von Jeannette Brabenetz

Er ist in Frankfurt aufgewachsen, hat die Stadt wie viele seiner Generation verlassen, jetzt stellt er sie international aus. Eric Meier ist Jahrgang 1989 und freischaffender Künstler. In seinen Werken verbindet er seine ostdeutsche Biografie mit den großen gesellschaftlichen Themen: Scheitern des Sozialismus, Mauerfall, Wende- und Nachwendezeit. Kurz zuvor war er aus Malta zurückgekehrt, wo seine Arbeiten ausgestellt wurden. Ein paar Tage später muss er nach Paris. Wir aber haben Glück und können das Interview in Frankfurt (Oder) entspannt beim Abendessen führen.



Ost Journal: Flapsig formuliert, wer in Ostdeutschland aufwächst, sieht den Osten vor lauter Osten nicht. Wie hast du das Thema für dich entdeckt?

Eric Meier: Meine ganze Biografie ist als Nachwendekind ostdeutsch geprägt. Ich habe an der Ostkreuz-Schule studiert, bevor ich an die Kunstakademie gegangen bin. Für den Abschluss braucht man ein Thema. Wie es alle machen, wollte ich die Heimat bearbeiten.

Alle Absolvent:innen nehmen das Thema Heimat?

Ganz so schlimm ist es nicht. Es kommt aber in jedem Jahrgang vor. Ich habe wahnsinnig aufwendig fotografiert mit Plattenkamera und Farbfilm. Ich war damit aber unzufrieden und habe es sein lassen. Vor fünf Jahren habe ich es wiederentdeckt. Da ging es eher um diesen Zerfall, dieses Scheitern, das Zerwürfnis im Osten. Frankfurt (Oder) war der Ausgangspunkt. Immer, wenn ich hier bin, schaue ich, was sich verändert hat, was verschwunden ist. Ich befürchte, dass es bald kein Futter mehr gibt, was Plattenbauten betrifft.

2011 hatte ich ein Foto gemacht oben auf dem Müllberg. Den kann man heute nicht mehr betreten. Man sieht eine wild-romantische Abendszene. Die Tankstelle ist erleuchtet und die Sonne geht unter. Man sieht noch eine volle Dimension von Plattenbau in Neuberesinchen. Weit hinten den Oderturm. Wenn ich das Bild heute mache, dann ist das eine Wiese.

Neuberesinchen war für 25.000 Menschen geplant. Jetzt leben dort circa 8.000.

Das hat mich damals getriggert. Mein Ausgangspunkt war das Archivieren. Das war ein unterbewusster Prozess. Heute hat sich das zu einem persönlichen Interesse weiterentwickelt, das mit meiner Biografie zu tun hat und den gesellschaftlichen Tendenzen im Osten.

Ich muss dich noch mal zurückholen in deiner Biografie. Du bist 1989 geboren. Ältere Menschen könnten fragen, was hat der noch mit der Wendegesellschaft zu tun? Warum ist das für dich so wichtig?

Es gibt einen weiteren Punkt, der mir anfangs gar nicht bewusst war. Mein Großvater ist 1987 aus der DDR geflohen. Er war Chirurg und Chefarzt in Beeskow. Er wurde unter Druck gesetzt, in die SED einzutreten. Ebenso sollte er sein Kollegium bespitzeln. Er hatte einen Onkel in Heilbronn, der seinen 80. Geburtstag gefeiert hat. Als naher Verwandter konnte er ihn besuchen. Das war in der Vorweihnachtszeit. Er ist dann einfach da geblieben ohne Ankündigung.

Meine Großmutter war dann hier, mein Vater und seine drei Geschwister. Das war schon problematisch, zumal die Wende nicht in Sicht war. Glück im Unglück war, dass es in der Weihnachtszeit und zwischen den Jahren war. Meine Großeltern konnten telefonieren, weil die Stasi zu diesem Zeitpunkt zumindest nachts gepennt hat. Meine Großmutter war zwar ziemlich bedient, aber sie konnte dem örtlichen Pfarrer unbehelligt alle Dokumente meines Großvaters geben. Der hat sie an meine Urgroßmutter gegeben, die in Rente war. Sie hat dann die Dokumente eng am Körper nach West-Berlin geschmuggelt. Als Rentnerin durfte man dahin fahren. Einige Tage später hat es die Stasi bemerkt. Mein Vater wurde verhört. Er war damals in der NVA. Sie haben ihn ein Studiumsverbot angedroht.

Ihr habt offen darüber geredet?

Wir haben darüber geredet. Aber ganz direkt kann man nicht ran. Es lässt sich nicht beschreiben, wie sich meine Oma gefühlt hat. Sie hat aber zu ihm gehalten, auch wenn es mit den vier Kindern nicht einfach war. Mein Großvater ist nach Ravensburg gegangen. Dort wurde ihm eine Stelle angeboten, nachdem er einige Tage in einem Auffanglager war. Er hat schnell seinen Weg ins westdeutsche System gefunden.

Wenn ich das richtig verstehe, ist das eine post-generative Aufarbeitung von etwas, das deine Eltern nicht aufarbeiten konnten.

So stark würde ich das nicht beschreiben. Es ist aber sicherlich ein Aspekt. Meine Großeltern haben mittlerweile die Welt bereist und in vollen Zügen ihre Freiheit genossen. Allerdings ist dieses globale Weltverständnis nicht mehr so stark. Jetzt sehe ich eher eine Art Regression. Sie sind auch Nostalgiker. Meine Oma sagt, früher habe es keinen Terrorismus oder Morde gegeben. Diese positive Verklärung mit dem Abstand der Zeit, trotz des politischen Drucks, der in der eigenen Familie da war, ist etwas, das mich interessiert und sich auch im Größeren betrachten lässt.

Das tragende Interesse in meiner Arbeit ist die Nachwendezeit. Sie hat Gewinner und Verlierer hervorgebracht. Mein Opa gehört zu den Gewinnern. Mein Vater durfte dann doch studieren. Er wusste eben nichts von der Flucht. Er hat angefangen, noch in der DDR an der Humboldt-Universität Jura zu studieren und hat dann unter dem neuen BRD-Recht 1994 abgeschlossen. Das war der Grund, weshalb wir auch wieder nach Frankfurt (Oder) gegangen sind. Hier wollte er sich selbstständig machen. In den 90er und 2000er Jahren hat meine Familie dann durchaus wohlhabend gelebt. Doch dann gab es diesen Knick wie in vielen Familien. Mein Vater hat angefangen zu trinken und ist Alkoholiker geworden bis zur Berufsunfähigkeit. Er lebt seit fast zehn Jahren in einem betreuten Wohnheim für Suchtkranke in Fürstenberg bei Eisenhüttenstadt.

Wie kommt es neben der biografischen zur politischen Dimension in deiner Arbeit?

Da spielt meine Sozialisation in Frankfurt (Oder) in den 90er und 2000er Jahren eine Rolle. Die vielen Hakenkreuze auf der Straße. Ich war damals noch ein Kind. Ich wurde nicht zusammengeschlagen, aber andere wurden es. Man hat bis in die 2000er Jahre das rechte Gedankengut gespürt. Eine kleine Anekdote: In der zweiten Klasse habe ich ziemlich naiv ein Hakenkreuz in mein Matheheft gezeichnet. Meine Lehrerin hat dann ordentlich mit mir geschimpft. Ich war total erschrocken, sie hat mich aber nicht aufgeklärt. Ich habe es wegradiert, aber es war weiterhin erkennbar. Das hat sich eingebrannt. Das war keine politische Geste, sondern zeigt retrospektiv die Omnipräsenz rechten Gedankenguts und Codes, die ich als Achtjähriger wahrscheinlich als cool empfunden habe, weil eben allgegenwärtig.

Der Abstand, nachdem ich Frankfurt (Oder) verlassen habe, keine Perspektive zu haben, aber auch nicht haben zu wollen, dann aber doch immer wieder zu Besuch zu kommen, das prägt heute mein Bild von der Stadt. Und dann ist es der gesellschaftliche Diskurs, der mich stark beschäftigt, mich schaudern lässt, traurig macht.

Du hast die Ostkreuzschule bereits genannt. Aber wie bist du zur Fotografie gekommen?

Das kam schon ganz zeitig. Mit 12 habe ich angefangen, Skateboard zu fahren. Mit der Kamera haben wir die Tricks aufgenommen. Ich wollte fotografieren, wie es die Magazine machen. Dann besorgt man sich die Technik. Irgendwann blieb die Fotografie übrig. Das war schon zu Abizeiten mein Berufswunsch. Bei der Ostkreuzschule habe ich aber gemerkt, dass mir der Lehrinhalt zu Geschichten erzählerisch ist, zu dokumentarisch. Da war zu wenig von mir. Ich wollte meine eigenen Gedanken zeigen. Von da an war klar, dass ich kein Berufsfotograf sein kann. Der Ausweg war die Kunst. Ich bin dann an die Akademie nach Leipzig gegangen. Es hat dort ein wenig gedauert bis ich den Ostkreuz-Duktus ablegen konnte.



Trotz der präsenten Biografie in deiner Arbeit sind deine Bilder menschenleer. Es sind hauptsächlich Motive oder Gegenstände, die Räume und Umgebung beschreiben.

Das ist kein Dogma, aber da ist etwas dran. Ich erzähle lieber über Gesellschaft als Menschen zu zeigen. Porträts von Menschen nehmen mir zu viel weg von meiner eigenen Haltung. Vielleicht ändert sich das aber auch wieder. Ein soziologisches Vorgehen finde ich interessanter. Installationen mit Relikten von Menschen, Fragmente von menschlichem Gestus oder menschlichem Verhalten interessieren mich mehr, um den Betrachter wieder zu sich selber zu bringen, um über seine eigene Präsenz und Haltung nach zu denken.

Das ging mir stark bei den Garagenbildern so, deiner „THOR-Reihe“. Wenn man davor steht, muten die Garagentore wie Porträts von Menschen an, denen sie gehören. Da gibt es einige Veränderungen in der Verriegelung, im Anstrich oder der Dachrinne.

Es sagt etwas über den Besitzer. Thor ist mit „h“ geschrieben, also Thor, die germanische Gottheit. Der Titel spricht die Mythologisierung des Objekts an. Ich habe die Besitzer im Ankündigungstext der Ausstellung als „Verschlimmbesserungstypus-Kleiner Mann“ bezeichnet, wenn zum Beispiel über den Verriegelungen noch mal (Scheu) Klappen hängen wie eine abweisende Geste, oder hier und dort noch einmal Scharniere angebracht sind. Es spricht die gesellschaftliche Abschottung an. Aber es geht zugleich um das Bewahren von Wertigkeit und die Angst vor dem Besitzverlust. Bei diesem Garagenkomplex handelt es sich um Mehrzweck-Architektur der DDR, die im Verschwinden ist. Das Porträthafte kommt vielleicht daher, weil es antiquiert wirkt und die

Projektion zum Besitzer schafft. Ziel war es zugleich eine politische Dimension aufzumachen. Der NSU ist in solchen Garagen entstanden.

Wenn du die gesellschaftlichen Zustände beschreiben willst, wie würde dir das ohne den Einsatz der Fotografie gelingen?

Die ostdeutsche Gesellschaft scheint nicht erst seit der Flüchtlingskrise paralytisch. Sie wirkt stagniert und unzufrieden. Das irrationale Moment darin beschäftigt mich. Diese Angst vor dem Fremden. Das Gefühl, alleine gelassen zu sein, sich missachtet zu fühlen, das Scheitern und die schlechte Laune. Für mich schwingt stark mit, politische Verantwortung für sich selbst abgeben zu wollen. Das ist nur ein Ausschnitt der Gesellschaft, es gibt auch andere Beispiele.

Das ist schon ein recht trostloses Bild. Klingt ein bisschen so wie die Fortschreibung des Lebens deiner Eltern. Als 1989 Geborener könnte man doch denken, jetzt los, Aufbruch!

Meine Kunst ist sehr grau. Das ist eine Form von Depression in der Art der Gesellschaftsbetrachtung. Ich finde es schade, dass es so läuft. Ich habe das Gefühl, dass ein Großteil der Menschen sogar die Mauer wieder zurückhaben will. Einfach wieder für sich sein. Der Strukturwandel hat in der Realität vielerorts dazu geführt, dass viele Regionen wirklich verlassen sind.

Das sieht man auch in Frankfurt (Oder). In den abgerissenen Plattenbauvierteln werden irgendwann Eigenheime entstehen. Dieser Drang nach dem Eigenen ist da. Aber es gibt genug Orte, die einfach verschwinden. Diese Landflucht, selbst diese Kleinstadtfucht ist seit 30 Jahren da. Daraus erwächst aber auch eine Schönheit, ein Neuanfang, eine ganz eigene Ästhetik, die mich sehr anzieht.



Wenn man von Polen aus auf die Stadt schaut, sieht man diese Silhouette der Halben Stadt. Wenn das wegfallen würde, verlore Frankfurt ganz viel von seiner Urbanität, aber auch von seinen sozialen Räumen. Du benutzt als Material den Waschbeton, der in Architektur des Plattenbaus verwendet wird und über höchst ihn ästhetisch. Für mich ist das keine Manifestation des Scheiterns. Ich sehe hier eher die Frage gestellt, dass hier etwas verloren geht, was unsere Identität ausmacht.

Das stimmt. In der Installation und in der Fotografie ist das ein Referenzpunkt. Man kann den urbanen Raum wiedererkennen, aber es bleibt ein Ausschnitt, weil es den Ort nicht komplett beschreiben kann. Deshalb ist es für mich auch nicht dokumentarisch, eher archivarisch. Für meine Begriffe beschreibt es nicht nur Frankfurt (Oder). Es beschreibt das Milieu und es beschreibt das Interesse an Architektur. Einige Bilder haben moderne Referenzen. Die Form des Bauens spielt eine Rolle. Ich finde das ästhetisch interessant, wenn ich diese Graustufen sehe. Die Bilder sind grau, im besten Michael Schmidtschen Sinne. Es gibt ein Bild eines Durchgangs, wo nicht sichtbar ist, was dahinter ist. Das bleibt offen. Oder eine andere Arbeit, die eine Waschbetonwand zeigt, die rissig ist und notdürftig geflickt. Das Bild wird so zu einer Art Karte, zu Zeichen, gleichzeitig durch mein Abbilden aber auch abstrakt. Die Identitätssuche ist da sicher auch wichtig und vielleicht verknüpft mit dem Material. Der Ansatz ist, von der Nachwendezeit eine Linie zur Gegenwart zu zeichnen und natürlich mit der Arbeit gegenwärtig zu sein, was die Fotografie impliziert, da sie den Status quo abbildet.

Wie sind die Reaktionen der Frankfurter:innen auf deiner Arbeit? Sind die vielleicht beleidigt?

Das ist ein interessanter Punkt, denn Reaktionen gibt es weniger. Abgesehen von einem Nachschulprojekt habe ich noch nie in Frankfurt ausgestellt. Ostdeutsche insgesamt nehmen es weniger kritisch auf. Das geht von Verständnis bis Zustimmung. Die Arbeit kommt aber nicht mit dem Zeigefinger, sondern ist vielschichtiger lesbar. Sie bedient keine ostdeutsche Keule.

Wie waren die Reaktionen in Malta?

Auf Malta gab es durchweg positives Feedback. Malta ist sehr international. Tatsächlich leben dort sehr viele Menschen aus dem ehemaligen Ostblock. Einer kam aus Belgrad und hatte in der Ausstellung eine richtige Flashback-Situation. Dort wurde die Ausstellung einerseits ostdeutsch wahrgenommen im Kontext der deutsch-deutschen Geschichte. Andererseits wurde sie europäisch aufgenommen. In einer ortsspezifischen Installation habe ich einen Zaun quer durch den Raum und über drei Etagen gezogen. Der hat das Gebäude geteilt und damit gleichzeitig Fragen nach Grenzen, nach Trennung, aber auch nach Herkunft aufgeworfen.

Was stark in deinen Ausstellungen auffällt, sind die realen Objekte wie der verwendete Waschbeton, Papierkörbe oder Glas, die durch deine Bearbeitung eine Transformation durchlaufen und damit erst in eine ästhetische Form gelangen.

Die Flaschen sind für mich ganz klar eine Referenz aufs Saufen und werden oft mit Waschbetonplatten kombiniert. Es gibt einige dieser Arbeiten. Zwei davon waren auch in Malta zu sehen. Sie heißen witzigerweise „Unbetitelttes Fragment (FFO I-V)“. Ich sehe diese Arbeiten als urbane Fragmente, Ausschnitte, die man so vielleicht auch im



öffentlichen Raum finden kann. Die Glasflaschen sind im Grunde gefundener Fusel. Billig-Wodka. Korn. Pfeffi. Das Material fusioniere ich in einem speziellen Glasofen. Dadurch nehmen die Flaschen einen menschlichen Gestus an, fallen ineinander zusammen oder sehen ausgelaugt aus. Die Flasche wird selbst zum Säufer. Das finde ich sehr reizvoll in der Kombination mit dem harten Material. Im Grunde sehe ich das als eine Art Übertragung dieser urbanen Räume und Situationen in den Ausstellungsraum. Es ist aber auch ein Bezug zum Scheitern, zum Saufen, zu gescheiterten Biografien.

In dieser Absenz des Menschen, der aber trotzdem in die Arbeit eingeschrieben ist, habe ich das Thema des Verlassens von Räumen gesehen. In deinen Ausstellungen erschleicht einen das Gefühl, dass etwas übrig bleibt, dass etwas zurückgelassen wurde ...

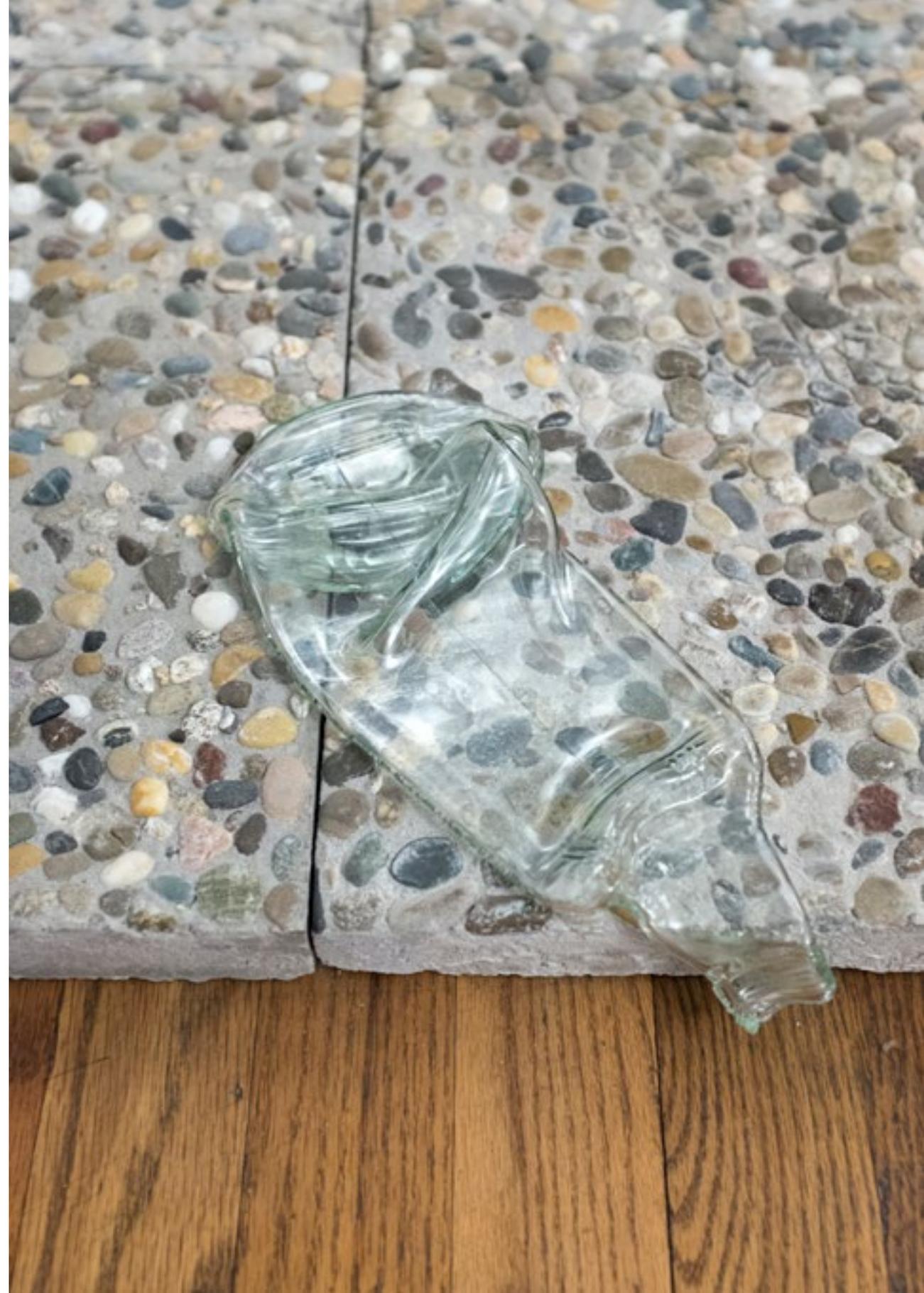
Das fasse ich als Kompliment auf. Mein Kunstverständnis ist kein aufklärerisches. Es ist eher zeigend, betonend, feststellend, der Output meiner Gefühlswelt. Der Besucher kann damit machen, was er will. Ohne zu sagen, das ist alles Mist. Es gibt für mich eine gewisse Schönheit in diesen Dingen. Die kommen aus den Kindheitserinnerungen. Das war die Umgebung, in der man gespielt hat.

Es gibt eine Reihe von Arbeiten, die sind wie Höhlenforschung. Das sind fotografische Arbeiten, die ich unter den angesetzten Erdgeschossbalkonen von Plattenbauten gemacht habe. An diese Balkone kann man ebenerdig herangehen. Darunter ist ein Unterschlupf, unter dem man als Erwachsener nicht stehen kann. Bei meinen Streifzügen habe ich mich daran erinnert und bin dorthin gegangen, wo ich gewohnt habe, in der Prager Straße. In diesen Höhlen unter den Balkonen war extrem viel los. Das war im Grunde alles Archivmaterial. Irgendwelche Sprüche. Namen. Es waren Kreidezeichnungen. Naive Kindermalerei. Da war klar, dass es aus den Neunzigern ist. Ich habe dann eine Reihe von

Arbeiten gemacht, die diese Bilder abstrahieren, durch ihre Größe, den Entzug der Farbe und den Ausschnitt. Da kommen sehr interessante Sachen zum Tragen, politische Botschaften beispielsweise. Man erkennt manchmal Hakenkreuze, die in der gleichen Naivität gemalt wurden wie meins im Matheheft. Da erkennt man lustige Sprüche. Wer liebt wen? Alles doof. Da gab es Fans von Jürgen von der Lippe, Alf und *NSYNC.

Wir haben noch nicht über deine Spiegel-Arbeit gesprochen, die Spiegel-Arbeit. Du hast einen Text graviert auf einen Spiegel und als Besucher, der vor der Arbeit steht, spiegelt man sich darin selber. So zwingst du die Besucher:innen mit stark suggestiven Mitteln, sich damit auseinanderzusetzen und über etwas zu reflektieren, was schon einmal war.

Oder verdrängt ist. Die Arbeit beruht auf einem Spiegel-Artikel. Es ist ein Text von August 1990 aus der Zwischenphase von Mauerfall und Wiedervereinigung. Was mir nicht so bekannt war und aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden ist, ist die innerdeutsche Migration, die wahnsinnig stark in dieser Zwischenzeit war. 350.000 Menschen sind von der DDR nach Westdeutschland emigriert. Dort haben sie sich in einer Situation wiedergefunden, die verblüffend an die Flüchtlingssituation 2015 erinnert. Sie wurden in Auffanglagern untergebracht. Die westdeutsche Bevölkerung war dem nicht wohlgesonnen. Damals hatte dort eine ähnliche Polemik stattgefunden. „Die nehmen uns die Arbeitsplätze weg, den Wohnraum. Die sollen sich hier wieder verpissen.“ Das 2019 auf einen Spiegel zu drucken, es dem Betrachter zu vergegenwärtigen, weil er sich selber darin spiegelt, fand ich wahnsinnig interessant. Die angewandte Rhetorik ist verblüffend, bei der man nur Syrer durch DDRler austauschen muss. Das ist ein guter Ansatzpunkt, um darüber nachzudenken, wer schon einmal Flüchtling war.





Deine Arbeiten haben eine starke Bildrhetorik. Die Ausstellung auf Malta heiß Diktat. Ich habe sofort an Diktatur gedacht, aber auch an strenge Bildvorgaben. Ein Diktat ist auch ein korrekt geschriebener Text.

Und es ist ein Lernprozess. In Form des Diktats, aber auch durch strenge Bildvorgaben.

Das ist die Umschreibung für die Wiedervereinigung und die Zeit danach, die eher eine Aneignung war. Es wird bereits zugegeben, dass es Versäumnisse gab und die kann man nicht wegreden. In Malta wurde es als Beispiel für das rezipiert, was in ganz Osteuropa stattgefunden hat oder sogar jetzt auf der ganzen Welt passiert in Form des Populismus. Die innerdeutsche Problematik im Kleinen lässt sich übertragen auf andere, größere Phänomene. Polen und andere Ostblockstaaten mussten einen eigenen Weg finden, Ostdeutschland hat es vorgegeben bekommen vom großen Bruder. Finanziell.

In den anderen Staaten gab es eher Abspaltungsprozesse. Jugoslawien ist zerfallen in Einzelstaaten. Die Sowjetunion hat sich aufgespalten.

Mit der Auflösung der Sowjetunion war die Auflösung des Sozialismus verbunden. Die einzelnen Ostblock-Staaten, die daraus entstanden sind, mussten für sich einen Weg finden, sich von innen zu erneuern. Das musste die DDR nicht in dieser Form.

Du hast dich nicht nur mit ostdeutschen Räumen, sondern auch mit osteuropäischen beschäftigt. Entsteht derzeit eine Arbeit?

Im Moment nicht. Aber ich habe in der Vergangenheit eine größere Arbeit über Moldawien gemacht. Ich fand es architektonisch spannend, weil es sehr erhalten ist. Es gibt wohl weniger Mittel, um die sozialistischen Bauten abzureißen. Das war der Ausgangspunkt. Mit der näheren Beschäftigung fällt der Riss auf, der allgegenwärtig in einem Ost-West-Konflikt ist. Hier eine große rumänische Population, die sich der EU zugeneigt fühlt. Dort eine russische, die sich eher Russland zugeneigt fühlt. Dieser innere Konflikt im Kleinen ist übertragbar auf ganz Europa. Der Symbolismus von Luxus. Die Bedeutung von Statussymbolen ist aufgrund der Armut sehr prägnant. Zugleich ist die Geschichte der Sowjetunion sehr präsent. Am 9. Mai zum Tag des Sieges findet eine Militärparade statt. Die ungefilterte Nostalgie ist dort viel stärker als bei uns mit einer Trabbi-Rally. Dieser Systemwandel ist dort viel prägnanter.

Es ist ein bisschen Gefangensein zwischen Vergangenheit und Zukunft. Was ist für dich der Ausweg? Was wäre deine Perspektive auf eine Utopie, die in der Kunst ja auch eher gedacht wird als im realen Leben?

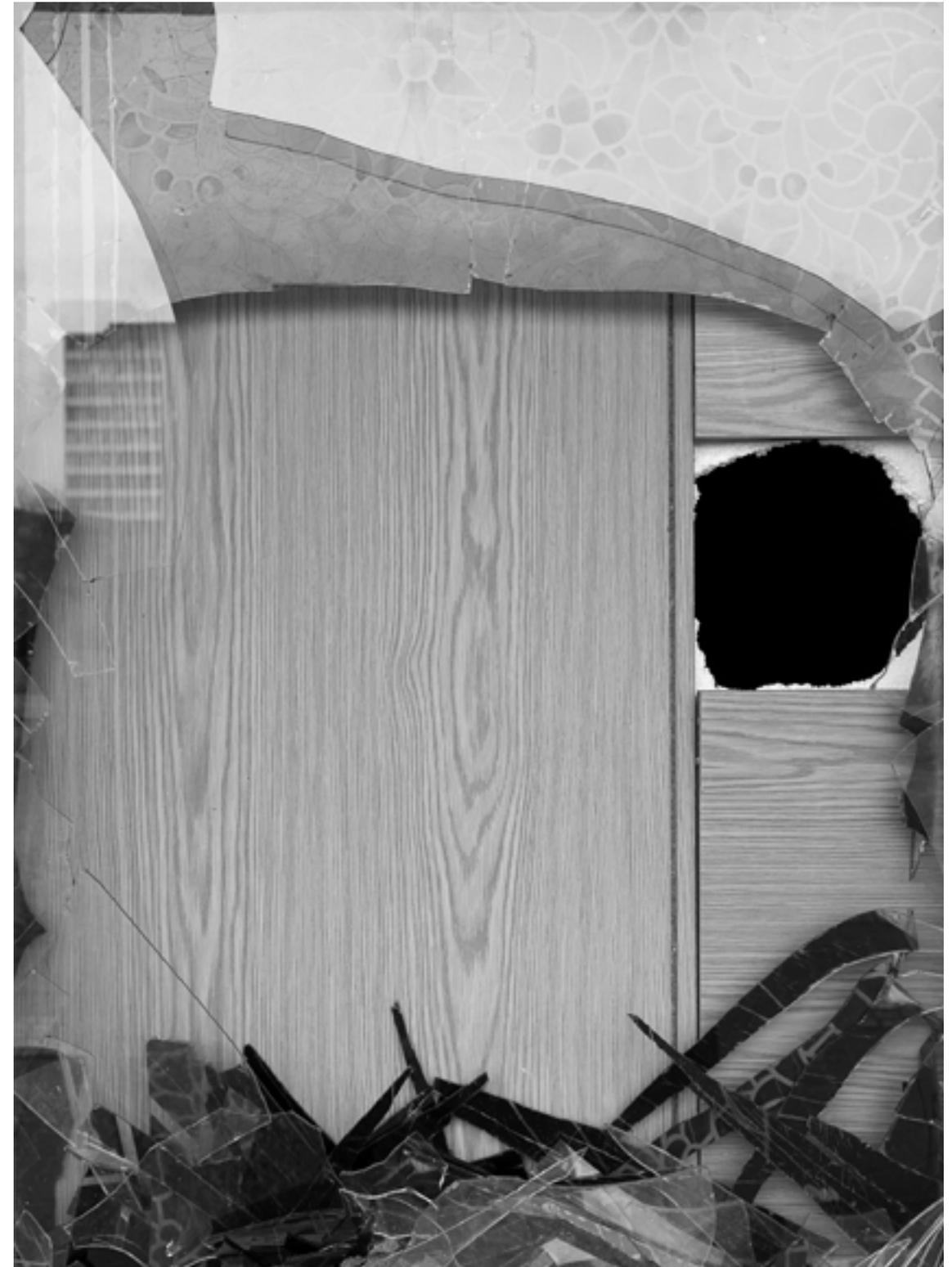
Wenn ich das wüsste, könnte ich Politiker werden. Das grundlegende Problem ist nicht Ost oder West. Das Problem ist die Entmenschlichung. Die Kälte und der absolute Egoismus müssen überwunden werden. Es ist eine kollektive Krise, die ihren Ursprung im Ich hat. Diese Missgunst gegenüber den anderen ist eine Ursache für die Fremdenfeindlichkeit. Dabei gibt es in den meisten Regionen in Ostdeutschland fast gar keine Ausländer.

Seit ich vor zwei Jahren und drei Monaten nach Frankfurt (Oder) gekommen bin, bezeichne ich mich gerne als „Ostdeutsche mit Migrationshintergrund“. Ich habe hier eine starke Fremderfahrung gemacht.

Das ist vielleicht auch ein brandenburgisches Problem. Das braucht erst etwas Zeit. Was Frankfurt (Oder) angeht, bin ich etwas positiver gestimmt. Es gibt einen linken Oberbürgermeister. Es gibt gute Leute, die sich hier engagieren. Ich bin einen Steinwurf entfernt vom Flüchtlingsheim aufgewachsen. Da gab es nie ein Problem. Ganz im Gegenteil.

Wenn man deine Arbeiten sieht, fällt es einem eher schwer, über positive Dinge zu sprechen. Aber Frankfurt (Oder), sagst du, ist ganz gut?

Ich kann mir kein ganz starkes Urteil erlauben. Ich lebe seit mehr als zehn Jahren nicht mehr hier. Man kriegt über Verwandte und Familie aber einiges mit. Es gibt keinen AfD-Oberbürgermeister. Im besten Fall kann die Stadt ein Vorbild sein, die zeigt, wie sich eine ostdeutsche Stadt von innen selbst erneuern kann, trotz der schwierigen Umstände. Aber ganz sicher bin ich mir nicht. Wenn ich ehrlich bin, gibt es für mich auch zu wenige Anhaltspunkte, um wieder zurückzukehren. Mein Traum ist, ein Atelier in einer ehemaligen Kaufhalle zu beziehen. Die steht schon eine Weile leer. Heute ist da nur noch ein weites Feld. Sie liegt in Neuberesinchen in der Nähe der Revolutionsskulptur. Im Moment habe ich aber noch ein ganz günstiges Atelier in Berlin.





Wo die AfD den Europaausschuss leitet...

... und was dagegen helfen könnte

von Stefan Kunath

Frankfurt und Słubice verstehen sich als europäische Doppelstadt. Ausgerechnet ein AfD-Mann leitet jetzt den grenzüberschreitenden Europaausschuss. Der degradiert Słubice zur „Dammvorstadt“. Was hilft gegen die Strategie der Provokation?

Wenn die AfD Brandenburg bei einer Landtagswahl 12,2 Prozent erhalten würde, wäre das für ihre Gegner heute wohl ein Grund zur Freude. 12,2 Prozent, so lautete das Landtagswahlergebnis im Jahr 2014. Schon damals zeigte sich eine Besonderheit in der Grenzregion. Mit 19,7 Prozent erhielt die Partei im Wahlkreis Frankfurt (Oder) deutlich mehr Zustimmung als im Landesschnitt. Ganze 7,5 Prozentpunkte betrug der Unterschied. War Frankfurt (Oder)

eine Hochburg der AfD? Oder offenbarte sich an der deutsch-polnischen Grenze ein Trend, der Jahre später das gesamte Bundesland erfasste?

Das politische Feld

Letzteres lässt zumindest der flüchtige Blick auf die Landtagswahlergebnisse fünf Jahre später erahnen. 2019 ist die AfD in Brandenburg zweitstärkste Kraft mit 23,5 Prozent. In Frankfurt (Oder) erhielt sie 24,5 Prozent. Der Unterschied beträgt also nur noch 1,5 Prozentpunkte. Tatsächlich scheint es, als habe die AfD in Frankfurt ihr Wählerpotential bereits sehr früh mobilisiert – und über die letzten fünf Jahre nochmals vergrößert. Der geringe Unterschied zum

Landesschnitt lässt zwei Schlussfolgerungen zu: Einerseits ist Frankfurt (Oder) nicht *die* Hochburg der AfD. Andererseits ist ganz Brandenburg ein bisschen mehr wie Frankfurt (Oder) geworden.

Trotz des Aufstiegs verlief die Entwicklung der AfD-Wahlergebnisse alles anderes als geradlinig. Die Wähler:innen unterscheiden sehr wohl zwischen den verschiedenen politischen Ebenen, für die sie zur Wahl aufgerufen sind. Und sie unterscheiden zwischen den einzelnen Kandidaten. Als zur Bundestagswahl 2017 ausgerechnet der Parteivorsitzende Alexander Gauland im Wahlkreis Frankfurt (Oder) / Oder-Spree kandidierte, weil er sich hier die größten Chancen für ein Direktmandat ausmalte, machten ihn die Wähler:innen der CDU einen Strich durch die Rechnung. Martin Patzelt gewann das Direktmandat. Der CDU-Bundestagsabgeordnete unterstützte den Kurs der Kanzlerin Angela Merkel in der Flüchtlingspolitik auch ganz praktisch. Auf seinem eigenen Hof nahm er Flüchtlinge auf.

Noch größer war die Sensation bei der Wahl des Frankfurter Oberbürgermeisters 2018. Der damals 33-jährige René Wilke von den Linken machte das Rennen. Schon im ersten Wahlgang kam er auf 43 Prozent der Wählerstimmen. Unterstützt wurde er von den Grünen. AfD-Kandidat Wilko Möller kam mit 17 Prozent nicht einmal in die Stichwahl. Plötzlich galt Frankfurt als ostdeutsche Vorzeigestadt. Die Frankfurter Diaspora, bestehend aus den Wende- und Nachwendekindern, welche die Stadt nach 1989 verlassen hatten, konnte nicht glauben, was in ihrer alten Heimat passiert war. *#Hypefurt* lautete der Hashtag, der auf Twitter und Instagram die Runde machte. Mittlerweile hat sich der Hype gelegt. Denn der damals unterlegende Wilko Möller sitzt heute im Brandenburger Landtag, weil er hier das Direktmandat den Linken entriss. Blaue Hochburg und rote oder gar „linksgrüne“ Stadt. Wahrscheinlich ist Frankfurt von allem etwas und von allem nichts.

Europäische Union im Kleinen

Eine Eigentümlichkeit, zu der die Wahlergebnisse der letzten Monate führte, ist, dass ausgerechnet der AfD-Mann Wilko Möller jetzt den „Gemeinsamen Europäischen Integrationsausschuss“ leitet. Das

hört sich ein bisschen nach Europäischer Union an und ist das auch, nur eben auf kommunaler Ebene. Hier treffen sich die Stadtverordneten aus Frankfurt (Oder) und Słubice. Zwei Dolmetscher übersetzen simultan. Der Ausschuss diskutiert und beschließt kommunalpolitische Projekte mit grenzüberschreitendem Bezug. Davon gibt es einige: Buslinie, Fernwärme, Städtebauplanung, Bildungsangebote, Kulturveranstaltungen. Für das Jahr 2029 bewerben sich Słubice und Frankfurt (Oder) gemeinsam um den Titel der Europäischen Kulturhauptstadt. Die AfD sieht das alles skeptisch bis ablehnend. Den Handlungsplan, der die Budgetierung der verschiedenen Projekte vorsieht, lehnt sie ab.

Der Ausschuss setzt sich paritätisch aus Frankfurter und Słubicer Seite zusammen. Das trifft auch auf den Ausschussvorsitz zu. Deshalb ist, wenn man es genau nimmt, Wilko Möller gar nicht der alleinige Vorsitzende. Er teilt sich die Funktion mit der Słubicerin Agnieszka Pakulska. Beide sind Co-Vorsitzende. Beide zusammen sprechen die Tagesordnung ab. Beide zusammen leiten die Sitzungen.

Nicht nur die Słubicer:innen fragen sich, warum ausgerechnet der AfD-Mann Wilko Möller den Ausschuss jetzt co-leiten wird. „*Holt euch euer Land zurück!*“, plakatierte die AfD im Landtagswahlkampf direkt an der Oderbrücke, die Deutschland und Polen, Frankfurt und Słubice verbindet. Die Oderbrücke ist das Symbol der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Die Słubicer Seite war irritiert. Ob die AfD die Oder-Neiße-Linie infrage stelle? Mitnichten, so die Antwort des AfD-Kreisverbandes. Letztendlich entfernte die AfD sogar die Plakate.

Während bei der Europawahl die AfD in Frankfurt die Nase vorn hatte, hieß der Sieger bei den gleichzeitig stattfindenden Kommunalwahlen Ende Mai 2019 Die Linke, trotz herber Verluste. Mit 19 Prozent errang die AfD allerdings zwei Ausschussvorsitzende. Einer von ihnen ist Wilko Möller, der einige Monate später am 1. September 2019 auch in den Landtag gewählt wurde. Die Brandenburger Kommunalverfassung schreibt vor: „*Die Ausschussvorsitzenden werden nach dem Höchstzahlverfahren nach d'Hondt in der Reihenfolge der Höchstzahlen auf die Fraktionen verteilt.*“ Den Vorsitz übernahm

die AfD beim nicht-öffentlich tagenden Rechnungsprüfungsausschuss und, nach einigem Hin und Her, eben im Europäischen Integrationsausschuss. Die Alternative wäre gewesen, dass die AfD den Sozialausschuss geleitet hätte, so heißt es aus Kreisen der anderen Parteien.

Es war einmal die Dammvorstadt

Rathaus Ślubice. 18. September 2019. Die Stadtverordneten und die Gäste haben ihre Kopfhörer auf. Die Dolmetscher sind bereit. Die erste Sitzung des Europäischen Integrationsausschusses kann beginnen. Gleich zu Beginn stellt Agnieszka Pakulska klar: 1945 ist hier etwas passiert. Es gibt eine neue Grenze. Und es gibt eine neue Stadt. Sie heißt Ślubice. Das sind die Fakten. Es war klar, dass die polnische Co-Vorsitzende des Europäischen Integrationsausschusses die Worte ausgerechnet an ihren unfreiwilligen „Kollegen“ Möller richtete. Als wären die Wahlplakate nicht genug gewesen, brach die AfD einige Tage zuvor eine Diskussion über den Namen „Dammvorstadt“ vom Zaun. Das ist der ehemalige Name des Frankfurter Stadtteils östlich der Oder. Heute ist dort die polnische Nachbarstadt Ślubice. Die Dammvorstadt wurde infolge des Zweiten Weltkrieges und dem Sieg der Alliierten mit der Grenzziehung 1945 ein Teil Polens. Für die AfD sei „Dammvorstadt“ aber noch immer ein „kulturell-historischer Begriff“.

Allerdings war die Dammvorstadt anders als Breslau oder Danzig kein eigenständiger Ort, sondern Stadtteil von Frankfurt. Erst mit der Grenzziehung war Ślubice ein neuer, eigenständiger Ort geworden. Gleich zu Beginn der Ausschusssitzung auf die Namensdebatte angesprochen, hatte Möller jedenfalls sichtlich keine Lust. Er sei „überzeugter Europäer“, gab er zu Protokoll. Ohnehin sollte man endlich akzeptieren, dass er von den Frankfurter:innen gewählt worden sei und zwar genau für die Positionen, die er jetzt hier vertrete.

Was steckt hinter der AfD-Strategie?

Einerseits großer Freund der deutsch-polnischen Zusammenarbeit sein, andererseits revisionistische Sprache verwenden. Was ist die Strategie dahinter? Die AfD versucht zwei Wählerklientel gleichzeitig abzugreifen. Einerseits zwinkert sie der rechtsextremen Szene durch ihr revisionistisches Gerede zu. Sie bedient die nicht-öffentliche Meinung, die verdeckt am Küchentisch gesagt wird. Neben der demonstrativen Verwendung des Begriffs „Dammvorstadt“ gehörte dazu eben auch die Plakatierung „Holt euch euer Land zurück!“ auf der Oderbrücke. Andererseits sieht sie im rechtskonservativen Sinne die Polinnen und Polen als Verbündete eines gemeinsamen christlichen Abendlandes im Kampf gegen muslimische Flüchtlinge. Deutsche und Polen seien keine Gegner, sondern Freunde. Die AfD sei Vorkämpferin dieser Verbindung. Als bei der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung im August 2019 Marcus Winter (Grüne) erklärte, er könne keinen kommunalen Aufsichtsrat wählen, wenn dort ein Vertreter der AfD vertreten sei, weil es sich um eine rassistische Partei handle, meldete sich der AfD-Stadtverordnete Hanns-Peter Hartmann zu Wort. Er zeigte seinen deutschen und seinen polnischen Ausweis, sprach von seiner polnischen Frau, mit der er verheiratet sei. Er könne also gar kein Rassist sein.

Was die AfD in Frankfurt unter kommunalpolitischen Vorzeichen macht, ist das, was der Parteivordenker Götz Kubitschek als „Selbstverharmlosung“ auf den Begriff gebracht hat. Mit zwei Schritten voran verschiebt die AfD den Raum des Sagbaren. Mit einem Schritt zurück distanziert sie sich vom Rechtsextremismus. Die Taktik besteht darin, mit Provokationen den Diskurs zu verändern, um anschließend „die Vorwürfe des Gegners durch die Zurschaustellung der eigenen Harmlosigkeit abzuwehren und zu betonen, dass nichts von dem, was man fordere, hinter die zivilgesellschaftlichen Standards zurückfalle“, so Kubitschek.

Eine Bekannte berichtet mir von einem Gespräch, das sie mit einem Handwerker geführt hatte. Dieser habe AfD gewählt und zwar genau wegen der revisionistischen Sprache. Seine Eltern kamen aus den ehemaligen Ostgebieten, siedelten infolge des Zwei-



ten Weltkrieges nach Frankfurt auf die westliche Seite der Oder. Er hätte nichts dagegen, Haus und Hof der Eltern zurückzubekommen. Ein anderer Bekannter erzählt mir von einem hoch betagten Ehepaar, das er in Ślubice getroffen habe. Durchaus sympathische Menschen. Sie könnten die Namensdebatte um die Dammvorstadt gar nicht verstehen, so hätte man den Stadtteil eben früher genannt.

Offensichtlich verwendet zumindest ein Teil der Frankfurter:innen den Namen des ehemaligen Stadtteils entweder ohne große politische Bedenken, sondern eher aus Gewohnheit oder aus Naivität. Oder sie sind ungeniert revisionistisch eingestellt und entzückt, dass eine Partei jetzt offen ausspricht, was zuvor zumindest in der Öffentlichkeit tabuisiert war.

Zentrales Element der AfD-Strategie ist das Mittel der Provokation. Es reicht, „Dammvorstadt“ zu rülpfen, um die öffentlichen Diskussionen zu prägen. Nachdem der Frankfurter Oberbürgermeister René Wilke auf der Stadtverordnetenversammlung im September 2019 darüber informierte, dass sein Ślubicer Amtskollege Mariusz Olejniczak über die Namensbezeichnung irritiert sei, war der AfD für den nächsten Tag der Platz auf der Titelseite des lokalen *Frankfurter Stadtboten* sicher. Sie profitiert von der gesellschaftlichen Polarisierung, in der es um grundlegende Richtungsentscheidungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens geht. Die jetzige Namensdebatte ist Kalkül.

Deshalb wird es nichts bringen, an die AfD zu appellieren. In Frankfurt und Ślubice stellt sich die Frage ganz konkret, wie durchlässig nationale Grenzen sein sollen, wer eine gesellschaftliche und politische Gemeinschaft bildet und wer unter welchen Kriterien zu ihr gehört. Insofern lässt sich durchaus bejahen, dass sich in Frankfurt (Oder) durch die Grenzlage zuerst die Polarisierung offenbart hat, die sich mit der Debatte um die Durchlässigkeit von Grenzen anlässlich der Migrationsbewegungen 2015 auch bundesweit zuspitzte.

Gegenstrategien

Was also wären geeignete Gegenstrategien? Erstens gilt es, die Tricks zu beschreiben und ihnen einen drastischen Namen zu geben. Es ist Feigenblatt-Rhetorik, wenn die AfD von deutsch-polnischer Zusammenarbeit im Sinne einer christlich-abendländischen Kultur spricht. Im Kern geht es um Ausgrenzung und Abgrenzung, auch gegenüber Menschen aus Polen und Ślubice. Die Verschwörungstheorie vom „Großen Austausch“, wonach mächtige Zirkel die weiße Mehrheitsbevölkerung gegen nicht-weiße Migrant:innen ersetzen würden, um so den Untergang Europas herbeizuführen, trifft in Frankfurt (Oder) auf einen doppelten Resonanzboden. Sie ist zuerst gegen muslimische Flüchtlinge gerichtet. Für die Anhänger:innen der AfD zielt sie im Grenzalltag aber zugleich auf einen weißen Verwandten, wenn man so sagen will, nämlich „die Po-

len“, als „die Anderen“, „die Fremden“. Noch bevor die Flüchtlingskrise 2015 die ostdeutschen Kommunen erreichte, war Frankfurt (Oder) mit der Erweiterung der EU (2004) und des Schengenraums (2007) mit der Frage konfrontiert, wie hier mit durchlässigen Grenzen umzugehen sei.

Hinter der Angstmacherei der AfD vor der „Umvolkung“ oder dem „Austausch“ der Bevölkerung steht die reale Erfahrung der massenhaften Auswanderung der Wende- und Nachwendekinder in den Westen und die Übernahme des Ostens durch westdeutsche Funktionsebenen. In Frankfurt (Oder) kam in Teilen der Stadtbevölkerung noch die Angst vor der Übernahme der Stadt durch Polen und Polinnen hinzu und dürfte bis heute nachwirken. Als 1991 das deutsch-polnische Abkommen für die visafreie Einreise von Tourist:innen in Kraft trat, führte dies zu stundenlangen anti-polnischen Ausschreitungen in Frankfurt. Mittlerweile hat sich die Stimmung gewandelt. Heute ist Frankfurt stolz auf seinen „Frankfurter Weg“. Ziel ist, Flüchtlinge möglichst rasch dezentral unterzubringen. In der Praxis droht zugleich die Gefahr, dass alteingesessene einkommensschwächere Frankfurter:innen, die wegen des Stadtabrisses infolge des Bevölkerungsrückgangs schon mehrfach ihre Wohnung verloren hatten und umziehen mussten, zusammen mit muslimischen Flüchtlingen und zugezogenen polnischen Familien um bezahlbaren Wohnraum konkurrieren.

Eines Morgens sprach mich einer meiner Nachbarn an, wie lange ich hier noch wohnen werde. Wir leben in einem nicht mehr ganz so neuem Neubau, heute spricht man abwertend von einer „Platte“. Er ist schon etwas älter, aber auch nicht sehr alt, Anfang 60 vielleicht. Er will seine Vitrine loswerden, ob ich nicht Interesse an ihr habe. Er wollte mich fragen, denn auf die Straße will er sie nicht stellen. Dann würden sich nämlich „die Kanaken“ oder „die Polacken“ das Stück unter die Nägel reißen.

Als zweiten Schritt gilt es, die Konsequenzen aus dieser Feigenblatt-Rhetorik für die potentiellen AfD-Anhänger:innen aufzuzeigen, die mit dem Gerede von der „Dammvorstadt“ einhergeht. Dabei geht es nicht darum, das Für und Wider der Begriffsverwendung zu moralisieren, sondern an die realen Interes-

sen zu appellieren. Theodor Adorno sagt, „dass auch die vorurteilvollen Persönlichkeiten, die also durchaus autoritär, repressiv, politisch und ökonomisch reaktionär gewesen sind, an der Stelle, wo es sich um ihre eigenen durchsichtigen, für sie selbst durchsichtigen Interessen gehandelt hat, ganz anders reagieren“. Selbst die Gegner:innen von offenen Grenzen oder einer grenzüberschreitenden Zusammenarbeit verhalten sich im Alltag ganz anders, wenn es um die Vorteile eines gemeinsamen europäischen Binnenmarktes geht. Preiswert tanken, Zigaretten, Schnaps und Bier kaufen, sich in Słubice die Haare schneiden lassen, Essen gehen, das alles mag vielleicht keine große europäische Pose sein, aber das muss es eben auch nicht. Es ist Teil des grenzüberschreitenden Alltags, der in einer strukturschwachen Region eben auch mit dem Geld im Portemonnaie zu tun hat. Diese Spaltung im Bewusstsein und im Handeln der Menschen ist ein aussichtsreicher Ansatzpunkt, um gegen das Gerede der AfD zu immunisieren.

Dabei muss sich jede:r Frankfurter:in schon selber fragen, ob sie oder er sich mit der Verstimmung auf Słubicer Seite beim Friseurbesuch, im Restaurant, beim Einkaufen oder Tanken auseinandersetzen will, wenn eben die AfD weiterhin von „Dammvorstadt“ redet. „In Polen hat man – angesichts der bitteren Erfahrungen, die das Land über Jahrhunderte mit seinen Nachbarn machen musste – nun mal ein feines Gespür dafür entwickelt, mit welchen Intentionen die Deutschen reden“, bringt es Dietrich Schröder im Frankfurter Stadtboten auf den Punkt.

Umso ärgerlicher ist es, dass ausgerechnet Wilko Möller den besonders symbolträchtigen Europäischen Integrationsausschuss als Co-Vorsitzender leitet. Einerseits. Andererseits hilft gegen Symbolpolitik gerade die knallharte sachpolitische Stadtpolitik der offenen Grenzen. Damit wären wir beim dritten Punkt: Mit dem deutsch-polnischen Zusammenleben gehen eben nicht nur neue Möglichkeiten einher. Es entstehen zugleich neue Aufgaben für die Kommune und Verlustängste in Teilen der Bevölkerung. Sie bedürfen konkreter und alltags-tauglicher Lösungen, die von einer Erzählung von einem neuen grenzüberschreitenden Gemeinsamen umrahmt sind. Ein Beispiel: Wenn Grenzen ge-

öffnet und durchlässig werden, verlieren sie einen Teil ihrer Schutzfunktionen. Sicherheit lässt sich dann zurückgewinnen, indem grenzüberschreitend deutsch-polnische Polizeiarbeit geleistet wird. Dafür plädiert übrigens auch die AfD, was durchaus glaubwürdig ist, zumal Bundespolizeibeamte einen relevanten Teil ihrer Frankfurter Parteibasis ausmachen. Allerdings muss sie sich durchaus die Frage gefallen lassen, wie sie die grenzüberschreitende deutsch-polnische Kooperation im Sicherheitsbereich befördern will, wenn sie den Heimatort ihrer Kolleg:innen begrifflich zu einem Anhängsel Frankfurts degradiert.

Was ist das gemeinsame Deutsch-Polnische?

Wer für Weltoffenheit wirbt, ist gut beraten, auch immer ein Gemeinschaftsangebot für die hier Lebenden zu machen. Hatte Frankfurt (Oder) am Ende des Jahres 1989 noch 86.000 Einwohner:innen, sind es jetzt 58.000. Immerhin hat sich die Zahl mittlerweile stabilisiert. Das liegt auch an den polnischen Frankfurter:innen, deren Anzahl seit Jahren kontinuierlich steigt, von 2889 im Jahr 2016 auf mittlerweile aktuell 3550. Ohne den Zuzug droht der Abriss weiterer Wohnungen, Schulen und Kitas und damit

der Verlust eines Teils der Stadtidentität. Schließlich hängen an Gebäuden und Stadtteilen auch immer persönliche Erinnerungen der Bewohner:innen einer Stadt.

Was aber viel wichtiger ist: Die Bürger:innen von Frankfurt und Słubice leben zwar in zwei Ländern. Aber sie haben durch die Wendeerfahrung und die biografischen Brüche seit 1989 miteinander wohl mehr gemeinsam als, sagen wir mal, mit den Frankfurter:innen vom Main. Wenn sich Słubice und Frankfurt gemeinsam als Europäische Kulturhauptstadt für das Jahr 2029 bewerben, sollten sie sich auf die Suche nach dieser grenzüberschreitenden Gemeinsamkeit begeben. Die Frankfurt:innen und Słubicer:innen könnten Vorbild darin sein, eine grenzüberschreitende Diskursheute und ihre eigene Sprache über Transformation und Nachwendzeit zu gewinnen, die nicht vom bundesrepublikanischen Mainstream oder dem fernen Warschau vorgegeben ist. Mit einer gemeinsamen Sprache klappt es dann vielleicht noch besser, die völkischen Parolen der AfD zu entschlüsseln und zu bekämpfen. Übrigens, mit der Leitung des Europa-Ausschusses war Wilko Möller leicht überfordert. Den Hut hatte ganz klar Agnieszka Pakulska auf.





Die Doppelstadt als Kriminalroman

von Annika Grützner

Frankfurt (Oder) ist in Aufruhr: Innerhalb von wenigen Wochen geschehen drei Morde an drei jungen Frauen. Sie alle waren Studentinnen an der Europa-Universität Viadrina, sie alle wurden erdrosselt und sie alle haben erst keinerlei Verbindung zueinander. Kaum hat die Polizei mit den Ermittlungen begonnen, gibt es ein weiteres Opfer außerhalb des universitären Betriebs: Eine vierte Frau, fast noch ein Kind, wird in der Nachbarstadt Słubice ermordet. Die Ermittler stehen vor einem Rätsel. Wer ist der Täter, der das Risiko eingeht, seine Opfer mitten im Zentrum Frankfurts und Słubices umzubringen? Und das, ganz ohne Spuren und Zeugen zu hinterlassen? In seinem dritten Regionalkrimi „Angst in der halben Stadt“ (KLAKE Verlag) rund um das Ermittlerteam Matuszek und Milosz beschreibt Sören Bollmann ein blutiges Versteckspiel zwischen der Polizei und dem Mörder.

Keine deutsche Stadt ist wohl so eng mit dem Nachbarland Polen verbunden wie Frankfurt an der Oder. Es sind nur wenige Schritte über die Brücke von Ufer zu Ufer, schon ist man in Słubice. Der Stadt, die viele mit dem sogenannten „Polenmarkt“ und billigen Zigaretten und Alkohol verbinden, ist sie doch nur knapp eine Autostunde von Berlin entfernt. Doch wer Słubice mit offenen Augen besucht, wird schnell erkennen, wie viel mehr es hier zu entdecken gibt.

Dieser kleine Einstieg soll gestattet sein, um zu erklären, wie passend Bollmann die enge Bindung zwischen Frankfurt (Oder) und Słubice beschreibt, auch, wenn er sich ab und zu einen kritischen Kommentar mit Augenzwinkern zu der Zusammenarbeit der Behörden nicht verkneifen kann:

„Heute ohne Dolmetscherin, Herr Kommissar?“

„Die ist nicht mehr erforderlich“, grinste Milosz zurück.

„Mittlerweile haben die Frankfurter Kollegen ja eifrig Polnisch gelernt.“

Dass sich die deutschen und die polnischen Kolleginnen und Kollegen auch oft argwöhnisch beäugen, ist in „Angst in der halben Stadt“ kein Geheimnis, dennoch sind sie ein starkes Team und weiten ihre Ermittlungen über die eigene Grenze aus, um das größtmögliche Einflussgebiet zu nutzen. Auch für die Studierenden der Viadrina ist die Brücke keine gedachte Grenze, sondern Teil ihres täglichen Umfelds. In einer Schlüsselszene werden so zwei junge Frauen, die eine lebt in Frankfurt, die andere in Słubice, zu den Heldinnen des Romans. Nur gemeinsam schaffen sie es, den Täter in die Enge zu treiben. Bollmann verdeutlicht die Stärke der Gemeinschaft, die über die Grenze hinausgeht.

„Angst in der halben Stadt“ hat das Krimirad nicht neu erfunden. Für die Charakterentwicklung bleiben die spannenden Momente manchmal auf der Strecke und teilweise hätten gewisse Ausflüge außerhalb der Stadt und intime Szenen zwischen zwei Studentinnen zugunsten des Geschehens vor Ort gekürzt werden können. „Angst in der Halben Stadt“ ist ein solider Krimi, der für Frankfurt (Oder)-Liebhaber:innen dennoch eine passende Atmosphäre schafft.

Sören Bollmann: „Angst in der Halben Stadt“, 254 Seiten, 14,90 €, erschienen 2016 im KLAKE Verlag.



Das kosmopolitische Frankfurt liebt die Platte

Zwischen Identitätsfindung und Hedonismus

von Johanna Sophie Hiebl

Vor mehr als zehn Jahren übernahmen Student:innen eine abrissfreie Platte. Wie lebt es sich heute im fforst? Eine Bewohnerin berichtet.

„Wie lebt der Mensch in der Zukunft?“ Ausgehend von dieser Frage wurden auch in Frankfurt (Oder) zu DDR-Zeiten zahlreiche Plattenbauten hochgezogen. Viele sind noch heute stolz auf ihre eigene Platte. Aber wenn man manche Ur-Frankfurter:innen fragt, können sie dem engen Heim kaum mehr etwas Positives abgewinnen. Sie haben die alten Wände längst verlassen. Ganze Wohnviertel wurden immer verlassen. Auf die leeren Bauten in Frankfurt (Oder) wartete der Abriss, wohingegen im polnischen Nachbarort Stubice Wohnraum knapp war.

Im Oktober 2005 wollten einige Student:innen der Europa-Universität Viadrina etwas daran ändern. Sie nahmen einen leer stehenden Plattenbau in Besitz, um ihn so vor dem Abriss zu retten. Mit viel Geduld, Liebe und zahlreichen Stunden Arbeit wurde das Haus in ein internationales Wohnprojekt verwandelt und zum *verbundungshaus fforst* und dessen Bewohner:innen zu *fförster:innen* erklärt. In dem Plattenbau in der Forststraße 3/4 zwischen Grenzbrücke und Universität leben, arbeiten und feiern nicht mehr nur circa 30 polnische und deutsche Student:innen, sondern junge Leute und Junggebliebene aus der ganzen Welt. Der Name *verbundungshaus fforst* leitet sich dabei von der Lage in der Forststraße und dem Frankfurter Autokennzeichen FF ab. Der Begriff *verbundungshaus* steht im Kontrast zu oftmals „falsch“ verbundenen, rechtsextrremen Studentenverbindungen.

Vielfalt statt Geklotze

Das *verbundungshaus fforst* ist eine Gemeinschaft für sich, in der es trotzdem manchmal zu Konflikten kommt. Mit einigen Leuten versteht man sich richtig gut, mit anderen eher nicht. *That's life*. Auch im Wohnprojekt. Oftmals ist es eine gemeinsame Sprache, wie Spanisch oder Russisch, die näher zusammenbringt oder gemeinsame Hobbies, wie Musik machen oder Basketball spielen. Entgegen vieler

Vorurteile unter den Viadrina-Studierenden handelt es sich nicht um einen Haufen linker Ökos. Manchen Bewohner:innen ist ein regionaler und vegetarischer Lebensstil wichtig. Viele von ihnen brutzeln aber auch gerne mal ein Stück Fleisch. Mit der Billig-Airline fliegt eigentlich jede:r mal in den Urlaub. Das *verbundungshaus fforst* ist politisch neutral, nach außen und in der Satzung auf Papier. Wie und wo sich die *fförster:innen* auch politisch engagieren, geschieht jedoch im Einklang mit den Werten des Projekts.

Gleiche Vorlieben schweißen zusammen, aber auch charakterliche Unterschiede lernst du als *fförster:in* schnell zu respektieren. Dadurch reflektierst du auch dein eigenes Ich.

Aber so schön die Visionen vom Wohnprojekt auch sind: Umgesetzt sind sie heute nur teilweise. Die Fluktuation im Haus ist groß und die Bewohner:innen wechseln häufig: Rund die Hälfte bleibt zwischen sechs Monaten und maximal fünf Jahren. Manche haben ihr Herz doch für immer dem *verbundungshaus fforst* geschenkt und statten als sogenannte *Alt-fförster:innen* dem Haus immer mal wieder einen Besuch ab. Oder sie unterstützen als Vereinsmitglieder das Projekt finanziell. Und was wäre das Haus ohne seine vielen Geschichten? Sie sind von Anfang an dabei gewesen und werden es wohl auch immer bleiben. Am besten erzählt bei einem Bier in der Gemeinschaftsetage.

Glück ist planbar?

Nicht immer. Zwischen ungeplanten Wasserrohrbrüchen und Wehwehchen an der Haustechnik scheint das Hausprojekt manchmal dem Zusammenbruch nahe. Trotzdem ist bis heute das *verbundungshaus fforst* ein Musterbeispiel für multikulturelle Normalität an der Oder. Seit der Geburt des Projekts schwebt in den Betonmauern ein Geist des Unfertigen und der Charme des sich Ausprobierens. Wer hier wohnt, lernt eine Menge: Basisdemokratie und damit verbunden, Entscheidungen umzusetzen und zu vertreten, beim Drinks-Mixen hinter der Bar cool auszusehen, alte Tapete von den Wänden zu schaben oder die ideale Technik zum Treppputzen. Man kann also etwas im *fforst* wie auch vom *fforst* und

seinen *fförster:innen* lernen. In der hauseigenen Bibliothek ist sogar ungestörtes Arbeiten garantiert.

Natürlich gibt es, wie in jedem Projekt, Probleme. Einmal pro Woche ist eine Sitzung, in der basisdemokratisch und manchmal mit mehr oder weniger Struktur die nächsten Veranstaltungen geplant und Probleme besprochen werden. Bei jeder Sitzung dreht es sich eigentlich immer wieder um die gleichen Fragen: Wer hat den Putzdienst nicht gemacht? Wer hat das Licht angelassen? Wer hat sein Bier nicht bezahlt? Wer hat es schon wieder gewagt, auf dem Dach zu frühstücken?

Aber es gibt keine Sanktionen. Wir wollen ja keine Spießler:innen sein. Und uns eigentlich auch nicht streiten. Streit ist verpönt, doch trotzdem knallt es manchmal. Es kann ja auch nicht immer Sommer der Liebe sein.

Das sind doch alles Hippies!

Leben in der Kommune?

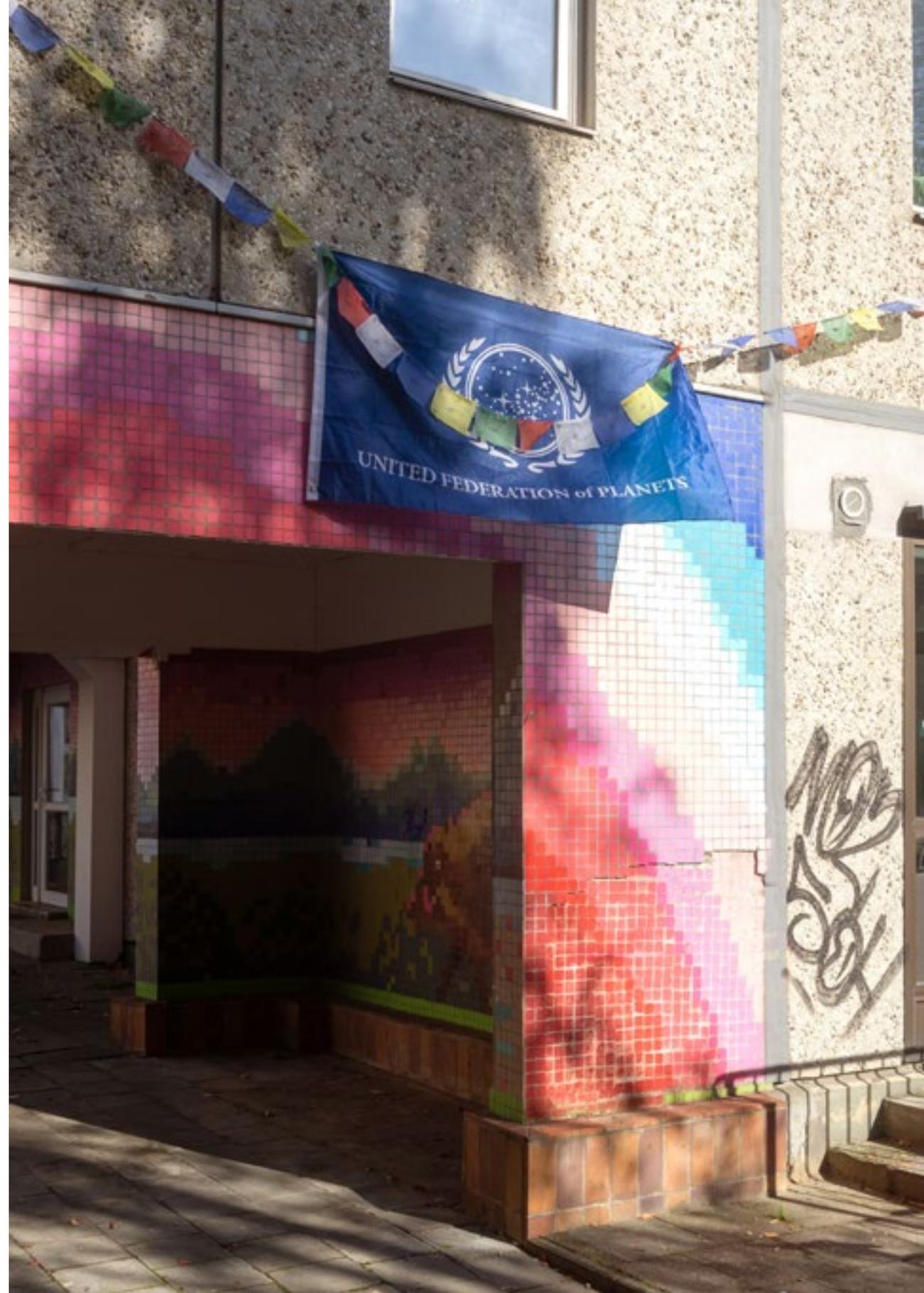
Nicht das Aussteigen aus der Gesellschaft, sondern ein lebhaftes und engagiertes Interesse an und für die Gesellschaft stehen auf dem Programm. In der Event-Etage im Erdgeschoss ist Platz für interkulturellen Austausch. Es finden Veranstaltungen unterschiedlichster Art statt: Von internationalen Abenden über Diskussionsrunden, Fotovorträge, Lesungen und Filmabende bis hin zu Salsakursen und Konzerten mausert sich das *verbuendungshaus fforst* zum Kulturbetrieb.

Alle *fförster:innen* kennen wohl das einzigartige „*fforst-Gefühl*“. Oftmals nach langer Zeit das Leben führen zu können, umgeben von lieben Menschen mit ähnlicher Moral und Einstellung, das erfüllt.

Die Freiheit und Nähe von Zimmer zu Zimmer zu gehen und in jedem Raum bist Du ein gern gesehener Gast! Am Schönsten sind doch Nachtschwimmen in der Oder, stundenlange Gespräche über Philosophie oder ein Feierabendbier im Raucherraum, mehrstündige Brunchs und nächtliches Arbeiten, um wenigstens gemeinsam irgendwie alle Deadlines für die Uni zu schaffen. Meine besten Erinnerungen sind doch spontane Ausartungen: sonntägliche Pizza auf dem Hausdach (Achtung: verboten!), ein Wandertag ins Planetarium oder ein Fahrradkino in den Oderwiesen. Da sind wir mit einem Dutzend auf dem Fahrrad einfach den Fluss entlang geradelt und an einem schönen Fleck wurden Stativ, Leinwand und Beamer angemacht, ein Radler geöffnet und Chipstüten und Mückenspray geteilt.

Jede:r war in seinem/ihrer Element!

Wer selbst *fförster:in* werden möchte, der muss einfach eine Anfrage an den Vorstand schicken und eine kurze Interviewsession überstehen. Wer beim Lesen noch keine Lust bekommen hat, nun gleich die Koffer zu packen und das Leben in der behaglichen Platte selbst auszutesten, dem sei gesagt: Besuch ist immer gerne willkommen. Oder zweifelt und wartet nicht, gründet einfach euer eigenes Wohnprojekt. Plattenbauten gibt es hier zur Genüge!





Zwei Städte. Zwei verlassene Kinos.

Interview mit Magdalena Abraham-Diefenbach
Fragen von Antje Wilke

Wer im Frankfurter Bahnhof aus dem Zug steigt und nach Słubice spaziert, könnte gleich auf zwei verlassene Kinogebäude stoßen. Das Lichtspieltheater der Jugend in Frankfurt (Oder) und das Kino Piast in Słubice stehen für vergangene Zeiten und für die Träume einer besseren Zukunft. Was sagen die beiden Kinogebäude über die Geschichte und die Zukunft der deutsch-polnischen Doppelstadt an der Oder? Das fragen wir Dr. Magdalena Abraham-Diefenbach. Sie ist an der Professur für Denkmalkunde an der Europa-Universität Viadrina tätig. Außerdem ist sie Mitglied im Institut für angewandte Geschichte, das historisch-politische Bildungsarbeit in der deutsch-polnischen Grenzregion leistet.

Ost Journal: Wer sich in Frankfurt (Oder) und Słubice bewegt, dem fallen sicherlich die beiden zerfallenen Kinos auf.

Magdalena Abraham-Diefenbach: Bevor ich 2006 in die Stadt gekommen bin, war ich schon ein paar Mal in der Stadt gewesen. Die beiden Kinos hatte ich auf meinen alten Fotos gefunden, die ich zu jener Zeit gemacht hatte. Die beiden Gebäude und ihre Fassade hatten mich offensichtlich schon damals interessiert.

Das geht vielen Gästen so, die die Stadt besuchen.

Eine Anekdote: Ich habe eine internationale Gruppe von Kunsthistorikern durch die Stadt geführt. Sie wussten, dass es um das Lichtspieltheater der Jugend geht und die Besonderheiten der Architektur der 1950er Jahre. Wir sind vom Rathaus ins

Zentrum gelaufen. Kaum standen wir vor dem Kino, hat niemand mehr zugehört. Alle haben sich mit ihren Kameras auf das Gebäude gestürzt und es aus allen Ecken fotografiert. Sie wollten nichts hören, sie wollten es sehen und dadurch verstehen.

Was macht die beiden Kinos so auffallend?

Sie haben eine Menge Gemeinsamkeiten. Beide stehen im Zentrum ihrer jeweiligen Stadt. Wobei es beim Kino Piast etwas schwieriger ist, von einem Zentrum zu sprechen. Es wurde ursprünglich in der Vorstadt gebaut und nicht im Zentrum oder Bahnhofsnähe, wie es damals üblich war. Nach dem Zweiten Weltkrieg und die Nähe zur Grenzbrücke hat sich seine Lage in Słubice geändert. Damals musste es eine graue Stadt gewesen sein, ohne die bunte Werbung für Zigaretten. Zu Zeiten der Volksrepublik war das Kino aber auch in Betrieb. Ein richtiges Schmuckstück. Auch mit der Neon-Werbung für die Westfilme, denn in den 1970er Jahren konnten auch Besucher aus dem Westen nach Polen. Die Filme waren meistens auch nicht in der DDR zu sehen. Das musste schon was Besonderes gewesen sein.

Was kommt neben der Lage noch hinzu?

Beide Kinos zeugen von früheren Zeiten. Sie stehen leer, weil es für solche Gebäude schwierig ist, eine Nachnutzung zu finden. Sie sind auffallend, weil sie schon zur Entstehungszeit auffallend waren. Das waren keine banalen Serienproduktionen. Hinzu kommt die Faszination für *Lost Places*. Für Orte, in die man nicht rein darf, wo man nicht weiß, was sich im Inneren versteckt. Ähnlich sind auch die Bemühungen, die Gebäude zu erhalten. Es gibt in beiden Städte Menschen, die sich für den Erhalt einsetzen, wengleich unterschiedliche Projekte und Gruppen dahinterstehen. Kino ist ein Sehnsuchtsort. Wir haben es mit einem Revival der Kinokultur zu tun. Viele können sich heute wieder vorstellen, abends in ein schickes Kino zu gehen.

Beide Kinogebäude weisen architektonische Besonderheiten auf. Welche sind das?

Die Fassade am Kino Piast ist eine Mischung aus Expressionismus und Art déco. Besonders ist aber vor allem, dass die Fassade noch erhalten geblieben ist. Heute gibt es nicht mehr viele solcher Beispiele, vor allem nicht bei Kino-Fassaden. Hinzu kommt die Wirkung in der Straßenzeile. Es war schon etwas besonders, einen solchen Stil in eine von Arbeitern geprägte Vorstadt zu setzen.

Die damalige Kinobetreiberin hatte eine Baulücke verwendet. Das Kino ist kleiner als die Fassade. Das ist ein architektonischer Trick. Die Fassade deckt noch ein Treppenhaus eines Nebenhauses ab. Zunächst war es ein Stummfilmkino. Es hat sich aber nicht getragen und wurde zu einem Lokal. 1937 haben die Betreiber in Tontechnik investiert und wohl gehofft, dass das Kino so Gewinne macht.

Welche Besonderheiten gibt es beim Lichtspieltheater der Jugend?

Wir haben es mit einem Beispiel des Sozialistischen Realismus zu tun. Neben den klassizistischen Elementen fällt die monumentale Wirkung auf – große, breite Treppen, Säulen, hohe Fenster. Das Kino sollte ein Palast sein. Es wurde im Stil der DDR-Kulturpaläste gebaut. Kino sollte in dieser Zeit wie Theater funktionieren. Es gab eine Garderobe. Es ist zugleich ein demokratisches Medium. Es soll Teilhabe für alle Menschen an höherer Kultur ermöglichen – gemäß der Kulturpolitik der DDR. Zudem haben wir die Sgraffitos auf der Fassade von Rudolf Grunemann, sie greifen zum Beispiel die Backsteingotikelemente der Stadt auf. Zudem auch sehr interessant: ein Tor an der Brücke über die Oder, Grunemann kommentierte das im „*Neuen Tag*“, das sollte ein Tor der Freundschaft sein – ganz im Sinne der Rhetorik über die Freundschaftsgrenze, zu Zeiten, als sie geschlossen und Słubice noch relativ schwach besiedelt war.

Ein Kinoneubau im Stadtzentrum, hier fast ein Neubau, war außerhalb von Berlin zu dieser Zeit etwas Seltenes in der DDR. Man baute eher breiter aufgestellte Kulturzentren mit einem Kinosaal.

Für die Menschen, die den Aufbau der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg erlebten, war die Eröffnung des Kinos ein Meilenstein des Wiederaufbaus. Das Zentrum war zerstört. Viel Bausubstanz wurde abgetragen. Auch Reste des Ufa-Palastes nutzte man als Baumaterial, teilweise selbst Häuser, die den Krieg überlebt hatten.

Man begann mit dem Wiederaufbau der Bahnhofstraße den Berg herunter, Stück für Stück Richtung Zentrum. Der Bau des Kinos war etwas Besonderes zu einer Zeit, wo die Menschen Wohnungen brauchten, kein Warmwasser hatten, es an allen Ecken und Enden fehlte.

Sie sprechen die gesellschaftliche Funktion des Kinos an.

1950 wird Frankfurt Bezirksstadt. Für die lokale Elite war das Kino wichtig. Die Stadtverwaltung hat sich um alles Mögliche gekümmert. Auch um ein Kino. Aus den Unterlagen sieht man, dass es ein sehr mühsamer Prozess war. Wo könnte ein Kino hinpassen? Haben wir das Material? Haben wir das Geld? Haben wir die Projektoren? An allem fehlte es. Es war aber auch nicht alles zerstört. Das Kino ist ein Wiederaufbau des Ufa-Palastes, aus dem das Lichtspieltheater wurde. Nur der Wiederaufbau dauerte einige Jahre und war aufwendig und teuer. Irgendwann war das Geld da. Die damaligen Zeiten sind denen heute ähnlich. Man brauchte Geld vom Land, einen Beschluss, irgendeine Zusage wie heute ein Koalitionsvertrag.

Wie wurde der Wiederaufbau zu DDR-Zeiten in der Öffentlichkeit diskutiert?

Es gibt zwei Entwürfe für den Wiederaufbau, die in der Presse und der Öffentlichkeiten diskutiert wurden. Aber das war wohl eher pro forma, weil zu diesem Zeitpunkt der Wiederaufbau fast abge-

schlossen war. Interessant fand ich einen Leserbrief, der die propagandistische Gestaltung an der Fassade mit den schweren Agrarmaschinen kritisiert und stattdessen die Abbildung einer Tänzerin gefordert hatte. Schließlich geht es beim Kino um die Freizeitgestaltung und nicht um die Arbeit. Trotz der Kritik wurde der Leserbrief abgedruckt. Die meisten Briefe haben aber die Freude über das neue Kino ausgedrückt.

Wie kam das Kino Piast in Stubice zu seinem Namen? Es wurde schließlich noch in der damaligen Dammvorstadt gebaut.

Fertiggestellt und eröffnet wurde das Kino 1924. Das Datum steht auch auf der Fassade. Damals hieß es Filmpalast, wie an der Friedrichstraße in Berlin. Aus den Buchstaben hat man „Kino Piast“ gemacht. Die Namensgebung gehörte zur Strategie der Polonisierung unmittelbar nach dem Krieg. Sie war angelehnt an die polnische Königsdynastie der Piasten und Piast war ihr legendärer Gründer. Bei den Westgebieten Polens hat man von wiedergewonnenen Gebieten gesprochen und sich auf die Geschichte Polens im 12. und 13. Jahrhunderts bezogen. Das Herrschaftsgebiet der damaligen Königsdynastie reichte in das Lebusener Land hinein. Dazu gehört auch der Mythos des Pioniergeistes. Jetzt kommen wir wieder zurück und bewirtschaften das Land neu, so die Erzählung. Das ist der polnische Wilde Westen im positiven Sinne.

Im Kino Piast wurden Filme aus dem Westen gezeigt. Wie kam das? Und wie reagierten die Frankfurter:innen darauf?

In der DDR war viel mehr verboten als in Polen. Das Polen der 70er Jahre war im Vergleich zur DDR offener. Ab 1972 war auch die Grenze „offen“. Deutsche konnten sich zum Beispiel Jeans in Polen kaufen, die sie in der DDR nicht hatten. Man ist nach Warschau, nach Krakau gefahren, um dort Jazz-Konzerte zu hören. Jetzt gab es den Grenzverkehr. Man konnte ohne Einladung und ohne Visum die Grenze überqueren. Das galt in beide Richtungen. Es gab eine kleine Gruppe an Kulturinteressierten, die aus



dem Westfernsehen die Filmwerbung kannte. In Stubice haben sie dann die Filmwerbung am Kino Piast gesehen. Die Filme wurden auf Englisch mit polnischen Untertiteln gezeigt. Manchmal haben sie die Kolleg:innen vom Halbleiterwerk mitgenommen, die gedolmetscht haben.

Wie haben die Stubicer:innen auf den Besuch aus Frankfurt reagiert?

Einige polnische Zeitzeugen haben mir berichtet, dass auch Fremde in den Aufführungen saßen. Mich hat interessiert, ob sie sich damals begegnet und ins Gespräch gekommen sind. Die Antwort war, eher nicht. Die deutschen Besucher konnten sich meistens die teuren Tickets leisten und saßen oben auf der Loge und getrennt vom polnischen Publikum. Nach Ende der Veranstaltung sind die Gäste getrennte Wege gegangen, die Deutschen Richtung Brücke. Die Polen Richtung Stadt. Solche Kinobesuche hat es übrigens in allen Grenzstädten gegeben.

Wie haben Stasi und Grenzschutz darauf reagiert, dass man nur über die Grenze gehen musste, um Westfilme zu schauen?

Aus Guben ist mir bekannt, dass es dort Notizen von der Stasi und vom Grenzschutz gab. Auch beim Elterngespräch in der Schule wurde diskutiert, wie es sein kann, dass Kinder die in der DDR verbotenen Filme einfach in Polen sehen können. Man muss aber die Relation im Auge behalten. Letztendlich waren es nicht so viele Menschen, die die Grenzen überquert haben, um Filme in Stubice zu schauen. Diese Phase hielt bis zur erneuten Schließung der Grenze nicht mal ganze neun Jahre bis 1980 an.

Wie kann man sich zur selben Zeit das Kino im Lichtspieltheater auf Frankfurter Seite vorstellen?

Das Lichtspieltheater wurde für viel mehr genutzt als nur für Kino und Filme. Die Brigaden aus den Betrieben mussten ihre Kulturarbeit machen. Das Kino brauchte seine Gäste. Die Brigaden sind ins Kino gegangen, um einen politischen Film zu schauen. Das war meistens der kürzere Teil, der mehr oder weniger Pflicht war. Danach folgte dann ein Tanzabend. Das Lichtspieltheater war für viele Frankfurter zudem ein Ort der Jugendweihe. Außerdem gab es einen Film-Club. Dort traf man sich, um Filme gemeinsam zu diskutieren. Es gab gesonderte Veranstaltungen zum Tag des polnischen Films oder zum Tag des sowjetischen Films.

Es gab auch ein Café im Kino, sogar eine Art Kino-Café. Man konnte am Tisch sitzen und beim Filmgucken Kaffee trinken. Heute kennen wir ja eher Popcorn und Cola. Ich habe von einem polnischen Zeitzeugen gehört, der extra in die DDR gefahren ist, um dieses Film-Café zu sehen, weil es das in der Volksrepublik Polen nicht gab.

Welche Rolle spielte die Propaganda im Kino?

Einerseits hatte der Staat Anspruch auf Kontrolle, es gab natürlich Zensur. Das war in Polen und in der DDR genauso. Es gab Vorgaben, wie viele Menschen erreicht werden sollten und wie viele Filme aus dem Ostblock und wie viele aus dem Westen gezeigt werden durften. Andererseits waren die finanziellen Gewinne nicht ohne Bedeutung. Auch der Anspruch der einzelnen Kinoleiter:innen Publikum ins Kino zu holen. Bei den „Pflichtfilmen“ verteilten oft die Leiter:innen Tickets an die Betriebe oder manipulierten etwas an den Statistiken. Es liefen auch sehr schöne DEFA- und andere Filme, an die man sich heute noch erinnert, weil es ein sehr schönes Kinoerlebnis war. Es gab auch die krassen Propagandafilme, aber eben nicht ausschließlich.

Wie kam es, dass das Lichtspieltheater und das Kino Piast in den neunziger Jahren gestorben sind? Wie hängt das mit dem Ende des Sozialismus zusammen?

Das hängt stark zusammen. Beide Kinos haben sich nicht mehr getragen. Es waren keine gewinnbringenden Institutionen. Ab den 1970er Jahren waren die Haushalte zunehmend mit einem eigenen Fernseher

ausgestattet. Die beiden Kinos waren abgenutzt. In den 80er Jahren gab es bereits Versuche einer Modernisierung. Während der Transformation in Ostdeutschland kam die Ufa aus Düsseldorf. Sie haben die ostdeutschen Kinos in Paketen gekauft. Also gleich fünf Stück, darunter war ein Kino in Dresden, der Rest in der Pampa. Die Auflage war, die Kinos für fünf Jahre zu betreiben. Nach der Schutzzeit war dann vielerorts Schluss. In Frankfurt wurde das Kino 1998 geschlossen. Das Gebäude an die neueren Anforderungen anzupassen, hatte sich nicht gerechnet. Statt eines riesigen Saals für 700 Leute, wie das im Lichtspieltheater der Fall war, braucht man jetzt eher fünf, sechs kleinere Räume. Es gibt heute eben unterschiedliche Filmgeschmäcker.

Wie sah die Situation für das Kino Piast in Słubice nach der Wende aus?

In Słubice war lange unklar, wer der Eigentümer ist. Es gab sogar gerichtliche Prozesse. Soweit ich weiß, hatte die Stadt Słubice Ende der 90er Jahre versucht, Eigentümer des Gebäudes zu werden. Das hat aber nicht geklappt. Das Kino war im Besitz einer Nachfolgerinstitution, die Kinos in der Region bis 1989 verwaltet hat. Ganz lange hat Antoni Mamot, der letzte Filmvorführer, das Kino von der Institution gepachtet und versucht zu betreiben. Er musste aber aufgeben. Das Gebäude kaufte eine Immobilienfirma. Heute ist das Grundstück seitdem in der



dritten Hand. Das Problem an leerstehenden Kinos ist, dass die Grundstücke aufgrund ihrer Lage im Stadtzentrum meist an Wert gewinnen. Im Falle vom Kino Piast fiel der Wert des Gebäudes stark aufgrund von Hochwasser und Feuchtigkeit. Es war kalt und es hat gestunken. Wenn man jemanden nach einer Aufführung getroffen hat, hat man gerochen, dass die Person im Kino war. Punktuell wurden zum Ende noch Filme im Rahmen des Cottbuser Filmfestivals gezeigt. Ein Besitzer hatte auch noch versucht, sich mit einem Gemüseladen im Kinogebäude auszuhelfen. 2005 wurde das Kino endgültig geschlossen.

Heute steht die Fassade des Kino Piast unter Denkmalschutz.

Erstaunlich ist, wie lange das Kino aber nicht geschützt wurde als Denkmal. Erst 2009 gab es eine Diskussion, weil der neue Besitzer eine Abrisslaubnis bekommen wollte. Erst dann hat sich die Denkmalschutzbehörde in Gorzów eingeschaltet. Die Fassade steht jetzt unter Denkmalschutz. 2012 wurde der hintere Teil des Gebäudes abgerissen. Dabei wurden zwei Buchstaben an der Kinofassade entfernt: Anstatt KINO PIAST, konnte man nur noch NO PIAST lesen. Auf diese Botschaft hat 2013 das Institut für angewandte Geschichte reagiert und ein Festival für das verlorene Kino initiiert. Wir haben die Geschichte des Gebäudes gezeigt und Filme aus den unterschiedlichen Epochen des Kinos. Vor einiger Zeit hat jemand das I rausgenommen. Jetzt ist es nur noch NO PAST.

Die Fassade ändert sich immer wieder...

Es gab diese Kunstaktion der Słubice Gruppe Art Garage. Sie haben Jurek Owsiak auf die Fassade gezeichnet. Er organisiert in Polen das große Orchester der Weihnachtshilfe und ist eine Hassfigur für viele PiS-Anhänger. Es ist erstaunlich, dass diese Straßenkunst so lange schon unbeschadet ist. Das spricht für die Weltoffenheit der Stadt Słubice. Es ist auch erstaunlich, dass selbst die Besitzer nicht auf die Idee gekommen sind, eine professionelle Werbefläche daraus zu machen. Vielleicht dürfen sie es aber auch nicht wegen des Denkmalschutzes.

Wagen wir einen Ausblick. Das Lichtspieltheater in Frankfurt darf wieder hoffen. Es soll Teil des Landesmuseums für moderne Kunst werden.

Ich finde das sehr schön. Nur gegenüber dem Kino ist es so schrecklich. Ich habe die Zeit erlebt, als Kaufland gebaut wurde. Wir haben uns alle daran gewöhnt, dass Kaufland dort steht. Das ist auch praktisch. Aber ästhetisch ist es schrecklich. Wie ein Bunker. Vielleicht fällt dieser Beton auch in 100 Jahren zusammen. Das Museum für moderne Kunst hingegen klingt exklusiv. Schön wäre, wenn mit der neuen Nutzung etwas entsteht, was Bürger, Studenten und Gäste gleichermaßen verbindet.

Was ist ihr Wunsch für die Zukunft?

Beide Kinos stehen für die Größe der beiden Städte. Und in beiden Kinos stecken auch die Träume der beiden Städte von etwas Besserem, Schönerem. Neulich habe ich in Frankfurt (Oder) Werbung für eine Ausstellung in Magdeburg auf Polnisch gesehen. Die machen hier Werbung für Magdeburg! Wenn man in Frankfurt und Słubice Kultur macht, sollte man nach links und rechts schauen. Dazu gehört, Veranstaltungen auf Deutsch und Polnisch anzubieten und sie auch auf beiden Sprachen und durch Öffentlichkeitsarbeit beiderseits der Oder zu bewerben. Bilder, Fotografien und Illustrationen sprechen die Sprache der Kunst. Das ist eine wunderbare Möglichkeit deutsch und polnisch zugleich zu denken. Und ich wünsche mir, dass hinter der Fassade vom Kino Piast wieder ein Kino entsteht, vielleicht mit einer Bühne und einem Café, wie es Adrian Mermer vorschlägt, und dass wir eines Tages ein gemütliches historisches Kino in der Doppelstadt haben – keineswegs NO PAST, sehr wohl mit der Geschichte, die erzählt werden will. Ich wünsche mir zwei neue interessante Treffpunkte an der Oder.

Autor:innenverzeichnis

Magdalena Abraham-Diefenbach

hat zur regionalen Kinogeschichte im deutsch-polnischen Grenzland 1945-1989 promoviert und arbeitet am Lehrstuhl für Denkmalkunde der Europa-Universität Viadrina. Seitdem sie 2006 an die Oder kam, beschäftigt sie sich mit regionaler Geschichte und dem deutsch-polnisch-jüdischen Erbe der Region. Sie ist Vorsitzende des Vereins Institut für angewandte Geschichte in Frankfurt (Oder). Zuletzt hat sie eine Wanderausstellung „Im Fluss der Zeit. Jüdisches Leben an der Oder“ mitkuratiert.

Jeannette Brabenetz

ist Kunsthistorikerin und arbeitet als Kustodin für Malerei und Handzeichnungen am Brandenburgischen Landesmuseum für moderne Kunst (BLMK) in Frankfurt (Oder). Als Kuratorin entwickelt sie u.a. Konzepte für Ausstellungen an der Schnittstelle zwischen Museums- und städtischem bzw. öffentlichem Raum. Durch den Umzug an die Grenze zu Polen beschäftigt sie sich zunehmend mit ostdeutschen und osteuropäischen Fragestellungen und Themen.

Annika Grütznier

studierte Kulturwissenschaften, Literaturwissenschaft und Kulturgeschichte in Frankfurt (Oder) und Budapest. Zusammen mit der Kultur- und Literaturwissenschaftlerin Irine Beridze gründete sie 2017 den Blog Read Ost. Dort schreiben sie über mittel- und osteuropäische Literatur und Kultur. Sie ist Redaktionsmitglied beim Ost Journal.

Anna Lalla

geboren 1989 in Thüringen, studiert im Master Europäische Kulturgeschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Neben dem Studium arbeitet sie in einem Büro für Beteiligung an kooperativen Stadtplanungsprojekten. Bevor Anna sich neue Schwerpunkte im Master setzte, war sie nach einem Studium der Kunstgeschichte viele Jahre in einer Berliner Galerie tätig.

Johanna Sophie Hiebl

verbringt zurzeit ein Semester an der Nationalen Kiew-Mohyla-Akademie in der Ukraine und studiert sonst in Frankfurt (Oder) und Poznań interkulturelle Kommunikation, denn ihr Blick (und Herz) geht schon länger gen Osten. Wenn sie nicht irgendwelche Projekte z.B. im verbuendungshaus fforst plant, befasst sie sich mit Sprachenpolitik, der Pendelmigration von sog. Migrant Care Workern aus Polen und der Ukraine oder der Multimedia-Wahlkampagne von Wolodymyr Selenskyj.

Josefine Jahn

geboren 1988 in Brandenburg an der Havel, ist freie Journalistin. Sie hat Germanistik in Essen und in Dresden studiert mit Auslandsaufenthalten in Neuseeland, Frankreich und Namibia. Sie war Volontärin und Redakteurin bei der Märkischen Oderzeitung. Seit 2018 ist sie Hörfunk-Reporterin für den rbb in Cottbus und Mitarbeiterin in Produktionen für das Fernsehprogramm des rbb.

Henry-Martin Klemt

wurde 1960 in Berlin geboren. Er lebt in Frankfurt (Oder), ist Lyriker, Nachdichter, Herausgeber, Text- und Bildjournalist. Von ihm erschienen unter anderem neun Gedichtbände und ein in Äthiopien entstandenes Tagebuch. Klemts Arbeiten wurden mehrfach ausgezeichnet, unter anderem beim Festival Internazionale di Poesia di Genova.

Stefan Kunath

promoviert an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) über die migrations- und europapolitischen Konflikte innerhalb der Linkspartei. Er ist Promotionsstipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Er ist Chefredakteur beim Ost Journal. Als Stadtverordneter ist er Mitglied im Gemeinsamen Europäischen Integrationsausschuss.

Peggy Lohse

studierte Slawistik in Leipzig, lebte in Tschechien und Russland. Mittlerweile lebt sie in Frankfurt (Oder) und arbeitet bei der Märkischen Oderzeitung, schreibt und fotografiert u.a. für n-ost, Neues Deutschland, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Tagesspiegel, jádu. Sie interessiert sich für die Gesellschaften in Ostdeutschland, Mittel- und Osteuropa sowie für das Thema Migration.

Eric Meier

1989 in Ost-Berlin geboren, aufgewachsen in Frankfurt (Oder). Er studierte an der Ostkreuzschule Berlin und an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig Fotografie und an der UdK Berlin Bildhauerei. Er lebt als freischaffender Künstler in Berlin und stellt national und international aus. In seiner künstlerischen Praxis beschäftigt er sich mit den Zerwürfnissen der Nachwendezeit.

Linda Pickny

geboren 1984 in Ost-Berlin, studierte Kulturwissenschaften, Philosophie und Soziologie an der Europa-Universität Viadrina, University of Texas at Austin und an der UC Berkeley. Sie arbeitete u.a. an der Viadrina, dem Max-Planck-Institut für Bildungsforschung und dem BLOK O. Derzeit baut sie die Kulturmanufaktur Gerstenberg mit auf.

Christina Rabe

studiert an der Hochschule für Künste Bremen und beschäftigt sich fotografisch mit urbanen Räumen. Mehr Arbeiten unter www.christinarabe.de.

Antje Wilke

studiert seit einem Jahr im Master Soziokulturelle Studien an der Europa-Universität Viadrina. Nach längeren Auslandsaufenthalten in Danzig und Breslau zog es sie nach Frankfurt (Oder)-Ślubice, wo sie nun allerhand spannende Grenzerfahrungen macht. Ihre wissenschaftlichen Interessen umfassen polnische Geschichte, Border Studies, Museumsthemen und seit neustem auch skandinavische Perspektiven.

Krzysztof Wojciechowski

geb. 1956 in Warschau, arbeitet seit 1991 an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder), für die er das Collegium Polonicum in Ślubice leitet, eine gemeinsame Einrichtung der Viadrina und der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań. Er beschäftigt sich mit deutsch-polnischen Beziehungen, Ethik, Anthropologie und Literatur und ist Autor.

Susann Worschech

ist promovierte Sozialwissenschaftlerin an der Europa-Universität Viadrina und Mitarbeiterin im Masterstudiengang European Studies. Im Sommersemester 2019 bot sie u.a. das Seminar „Oder Florida: Die unabgeschlossene Transformation in Ostdeutschland“ zusammen mit ZEIT-Autor Christian Bangel an.

Rosa Zylka

wurde im November 1993 in Berlin-Wilmersdorf geboren. Nachdem sie in Würzburg und Berlin studierte, zog es sie nach Frankfurt (Oder). Dort wohnt sie und studiert zur Zeit Soziokulturelle Studien im Master. Neben ihrem Studium arbeitet sie als freie Mitarbeiterin in der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück in Fürstenberg (Havel).

Impressum

Herausgeber: Ost Journal GbR

Redaktion: Annika Grützner,
Eduard Josif Kosminski,
Friedemann Wiese,
Jeanette Brabenetz

Chefredaktion: Stefan Kunath
(V.i.S.d.P.)

Fotoreihe: Eric Meier, Christina Rabe

Titelcover: Eric Meier

Layout: www.markburg.de

Druck: WIRmachenDRUCK GmbH

Umsatzsteuer-ID: 064/161/01742

Kontakt:

Adresse: Straße der Befreiung 46
D-15324 Letschin

Telefon: +49 (0)15778946744
Webseite: www.ost-journal.de
E-Mail: mail@ost-journal.de

Abo:

Aktuelle Angebote: ost-journal.de/abonnement

Copyright:

Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Beiträge, Abbildungen etc. ist unzulässig. Nachdruck, Aufnahme in Onlinedienste und Internet und die Vervielfältigung auf Datenträgern wie CD-Rom, DVD-Rom etc. nach vorheriger Zustimmung von Ost Journal GbR. Keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Illustrationen.

Umsatzsteuer-ID: 064/161/01742

Ost Journal GbR wird vertreten durch Stefan Kunath und Eduard Kosminski

Fotoverzeichnis:

Titelbild, Seite 1, Seite 5: Eric Meier, **Seite 3:** Christina Rabe, **Seite 6:** 3bke, Daniel Triebke, **Seite 8:** Sebastian Wallroth, Wikimedia Commons, **Seite 10:** Stefan Kunath, **Seite 13:** Christopher Kadetzki, **Seite 16:** Hannes Langer / Bürgerbühne Kleist Forum, **Seite 18:** Bundesarchiv, Bild 183-1988-0407-013 / CC-BY-SA 3.0, **Seite 23:** Bundesarchiv, Bild 183-C1012-0018-003 / CC-BY-SA 3.0, **Seite 24:** Bundesarchiv, Bild 183-N0205-0018 / CC-BY-SA 3.0, **Seite 26:** Willi Wallroth, **Seite 29:** Ralf Roletschek, Wikimedia Commons, (CC BY-SA 3.0) **Seite 31:** Jorges, Wikimedia Commons, (CC BY-SA 3.0) **Seite 33-39:** Christina Rabe, **Seite 40:** Rosa Zylka, **Seite 45:** Christopher Kadetzki, **Seite 46:** Henry-Martin Klemt, **Seite 48-53:** Peggy Lohse, **Seite 54:** Thomas Kläber, **Seite 56, 57, 59:** Roman Boichuk, **Seite 58:** Christian Roehl, **Seite 60-75:** Eric Meier, **Seite 76:** Nancy Waldmann, **Seite 79:** Erik Vanden, Flickr, (CC BY-SA 2.0) **Seite 81:** Ralf Roletschek, **Seite 82:** KLAK Verlag, **Seite 84:** verbuendungshaus fforst e.V., **Seite 87, 88:** Christina Rabe, **Seite 91, 92:** Peggy Lohse

GEBURTSTAGSLIED

(Neue Frankfurter Lieder III)

Mein Vater ist ein guter Mann.

Nur Schnaps muss ich ihm klauen gehen.

Er hat mir nie was angetan,

vom Prügeln einmal abgesehen.

Und Mutter ist ´ne kluge Frau,

trägt montags eine Sonnenbrille,

hat keine Angst vor dem Radau,

nur vor der mörderischen Stille.

Suchst du nach Meth?

Suchst du nach Gras?

Das kannst du alles bei uns finden.

Mach mir ein Kind.

Ein Kind macht Spaß.

Du wirst ja sowieso verschwinden.

Mein großer Bruder ist mein Held

und geht er, werd ich ihn vermissen,

hat keine Arbeit, aber Geld.

Woher, will keiner von ihm wissen.

Als meine große Schwester ging

mit Sack und Pack und Kinderwagen,

da durfte ich ihr kleines Ding

sogar in meinen Armen tragen.

Suchst du nach Meth?

Suchst du nach Gras?

Das kannst du alles bei uns finden.

Mach mir ein Kind.

Ein Kind macht Spaß.

Du wirst ja sowieso verschwinden.

Komm morgen in den Lennépark

und lass uns richtig einen brennen.

Die Stadt ist nur ein großer Sarg,

in dem darfst du dann mit mir pennen.

Wir gehen runter an den Fluß.

Das Kalte lieb ich und das Klare,

vom ersten bis zum letzten Kuß,

und morgen bin ich sechzehn Jahre.

HENRY-MARTIN KLEMT

März 2017

၂၀၂၅ | ဂန္ထဝင်

 /OstJournal

 /OstJournal

 /OstJournal

15 €